

**DER  
LANDSER**

Österr. S 12.— (Hefen 1.400 Spm. Preis 40.—) Belg. Nr. 21.  
Schweiz Nr. 2.— (Lombard Nr. 24.—) Italien Nr. 1.000

**1,50 DM**

Erlebnisberichte zur  
Geschichte des  
Zweiten Weltkrieges

**854**

**A. Ostry**

## **Durchbruch zur Krim**

Sommer 1941.— Von Berislaw nach Perekop.—  
(2. neu bearbeitete Auflage)



Scan & Korrektur: Keulebernd

# Eichenlaubträger der Kriegsmarine



## **Siegfried Wuppermann**

Wuppermann, am 15.12.1916 in Berlin geboren, trat 1935 in die Kriegsmarine ein, wurde 1938 zum Leutnant z. See befördert und als Adjutant der U-Boot-Schulflottille zugeteilt. Im März 1939 kam er zur Schnellbootwaffe und übernahm ein Boot der 1. S-Bootflottille. Mit diesem fuhr er während des Polenfeldzuges in der Ostsee, danach in der Nordsee und im Kanal. Anfang Oktober 1940 wurde er Gruppenführer der 3. S-Bootflottille, die mit Beginn des Ostfeldzuges in der östlichen Ostsee eingesetzt war. Dort erwarb sich Wuppermann am 3.8.1941 als Oberleutnant das Ritterkreuz. Die Flottille verlegte im November 1941 ins Mittelmeer und sicherte Nachschubgeleite für das Afrikakorps. Wuppermann wurde wegen seiner Tapferkeit am 14.4.1943 als 226. mit dem Eichenlaub ausgezeichnet. Im Mai 1943 stellte er als Kapitänleutnant die 21. und 22. S-Bootflottillen in Eckernförde auf, wurde anschließend in den Stab des Führers der S-Boote versetzt und tat dort als Admiralstabsoffizier Dienst. Im März 1945 übernahm er die 1. S-Bootdivision, die bis Kriegsende in der Adria und in der Ägäis im Einsatz verblieb.

A. Ostry

## Durchbruch zur Krim

**Sommer 1941.-Von Berislaw nach Perekop.**

In der Nacht zum 25. August 1941 trieb eine Gespensterflotte in der trägen Strömung des unteren Dnjepr abwärts und bewegte sich lautlos auf Berislaw zu. Obwohl die Nacht dunkel war und überdies dichte Nebelschwaden über dem breiten Strom lagen, schlich der Geleitzug hart am rechten Ufer dahin und hielt sich im Schatten der Uferbüsche. Er bestand aus über hundert Pontons; die eisernen Kästen lagen tief im Wasser, waren mit schwerem Brückengerät beladen und gesteckt voll mit Pionieren. Die Männer an den Ruderpinnen mußten gewaltig stemmen, um die schwerfälligen Fahrzeuge auf Kurs zu halten und zu verhindern, daß sie zur Mitte des Stromes abtrieben. Jedes Geräusch konnte zum Verräter werden.

Wenn sich hin und wieder eine Welle glucksend an den Plankenplatten brach, ein verhaltener Fluch aufflog oder Eisen gegen Eisen stieß, zuckten die Männer jedesmal zusammen, zogen die Köpfe zwischen die Schultern und schielten mißtrauisch zum Ufer hinüber. Sie rutschten hier mitten durch des Teufels Küche, durch ein unheimliches Niemandsland: Hinter jedem Busch konnte der Gegner lauern. Schon ein einziges MG, ein paar Panzerbüchsen oder ein Dutzend Sturmgewehre hätten genügt, unter ihnen aufzuräumen und das geplante Unternehmen schon im Anfangsstadium zunichte zu machen.

Im ersten Ponton stand Oberst Hensch, der Pionierführer des Brückenschlag-Kommandos, ein Hüne von Gestalt, breit und wuchtig. Er kannte keine Furcht und schreckte nicht leicht vor einer Gefahr zurück; aber in dieser Nacht war sogar ihm nicht

ganz wohl zumute. Diese Heimlichtuerei und das Herumschleichen gingen ihm gegen den Strich.

Aus Richtung Berislaw kam ein Flugzeug und brummte in geringer Höhe stromaufwärts. Zu erkennen war es im Nebel nicht, aber dem Motorengeräusch nach mußte es ein sowjetischer Nachtaufklärer sein.

Jetzt wurde es brenzlich. Glücklicherweise fielen keine Leuchtbomben. Die Maschine hielt auf Nikopol zu, und kaum war sie nicht mehr zu hören, knatterten Außenbordmotoren; die Russen hielten sich jedoch hart am jenseitigen Ufer und merkten nicht, was sich auf dieser Seite abspielte.

»Hier geht's ja zu wie auf einem Jahrmarkt!« knurrte der Oberst. »Wie soll man unter solchen Umständen ungesehen...«

»Wir sind gleich da«, unterbrach ihn der Oberfeldwebel Nagel. »Die übernächste Station ist dann Berislaw.« Und grinsend setzte er hinzu: »Im Augenblick jedoch nicht sehr zu empfehlen.«

Vor ihnen wuchsen verschwommene Umrisse aus dem Nebel, das Ufer trat zurück, und ein schwarzes Loch tat sich auf. Winzige Lichtpünktchen begannen zu kreisen. Der Oberst atmete erleichtert auf.

»Höchste Zeit! – Ganz rechts halten und mitten hinein, Herrschaften!«

Das Manöver ging nicht ganz ohne Geplätscher und Gescharre ab, aber dann glitt die Flottille in eine Art Auwasser hinein, in eine stille Bucht, die von Baumgruppen und dichtem Buschwerk umstanden war. Abgeblendete Taschenlampen wiesen die Steuermänner ein; wenig später lagen die Pontons unter überhängenden Ästen und Zweigen vertäut.

In seinem Zelt hockte der Major-Ingenieur Dr. Schrebe mit seinen Berechnungen und sah und hörte nichts. So ein Brückenschlag im Kriege ist nämlich keine Kleinigkeit! Und hier, bei Berislaw, war der Dnjepr nahezu 800 Meter breit; es gab unterschiedliche Strömungen und Gegenströmungen,

tückische Kehren und saugende Strudel. Und überdies mußte alles unter den Augen eines zu allem entschlossenen Gegners und in Rekordzeit geschehen.

»Wie sieht's aus, Doktor?«

»Ich bin fertig, Herr Oberst. In längstens vierundzwanzig Stunden kann die Brücke stehen. Ich brauche nur zwei gegenüberliegende Uferpunkte, an die ich anhängen kann.«

Oberst Hensch blies die Wangen auf.

»So? – Aber woher nehmen? In der Stadt und am jenseitigen Ufer sitzt noch der Russe.«

Dr. Schrebe schob ungerührt den Rechenschieber zusammen.

»Das ist nicht meine Sache; dann müssen wir eben abwarten, bis es soweit ist. In der Mitte des Stromes kann ich nicht anfangen.«

Er schlug sich mit der flachen Hand gegen die Stirn.  
»Verfluchte Biester! Wenn es noch lange dauert, werden uns die Stechmücken auffressen.«

Draußen arbeiteten inzwischen die Pioniere, bis an die Hüften im Wasser und im Schlamm watend. Je zwei Pontons wurden zu Fähren zusammengeschlossen und mehrere dieser Fähren zu Brückengliedern. Die Arbeit mußte im Finstern und ohne jedes Geräusch geschehen.

Wenn der Russe Wind davon bekam, was sich hier vorbereitete, war der Teufel los. Dann würden ein paar Bomben genügen, um alles in Grund und Boden, in Wasser und Schlamm hineinzudreschen. Das ganze Unternehmen hing an einem einzigen, dünnen Faden.

\*

In dieser Nacht jagte die Vorausabteilung der 22. Infanteriedivision auf Berislaw zu: Panzerjäger, Kradschützen, Pioniere und Infanteristen auf Lastkraftwagen. Unterwegs waren sie auf keinen einzigen sowjetischen Kampfverband

gestoßen, lediglich auf Teile bespannter Trosse und auf versprengte rückwärtige Dienste.

In dem Durcheinander des überstürzten Rückzuges hatte man sie ihrem Schicksal überlassen. Jetzt lagen diese versprengten Einheiten in zerstörten Ortschaften und in Waldstücken herum, hatten keine Ahnung, was eigentlich gespielt wurde, und rissen erstaunt die Augen auf, als die wilde Jagd an ihnen vorüberhetzte, ohne sie auch nur zu beachten.

Oberstleutnant Gössel war jedoch ein vorsichtiger Mann und stolperte nicht gern ins Ungewisse. Vor dem Stadtrand von Berislaw ließ er seinen Haufen in einem Wäldchen rasten und wartete den Tag ab.

Im Morgengrauen griff die Vorausabteilung an, durchstieß die Feldsicherungen des Gegners und konnte in die Stadt eindringen. Voran Sturmpioniere und Panzerjäger; Kradschützen gaben ihnen Flankenschutz. Säuberungstrupps durchstöberten die Häuser von den Kellern bis in die Dachkammern. Aber die Russen waren ausgeflogen und hatten nichts zurückgelassen.

In einem saalähnlichen Raum des Gefängnisses hockte ein sowjetischer Brigadeintendant und wußte nicht, was er jetzt tun sollte. Er hatte die letzte Fähre versäumt und saß in der Klemme; mit ihm seine Zahlmeister, einige Schreiber und eine kleine Schar Rotarmisten.

In Berislaw verhielt sich der Russe völlig anders als früher: Wenn er aus dem einen Straßenzug hinausgeworfen wurde, zog er sich in den nächsten zurück. Er kämpfte nur hinhaltend und um Zeit zu gewinnen. Es waren keinesfalls die harten Eliteverbände der großen Kesselschlachten, sondern überaus vorsichtige Kämpfer: immer darauf bedacht, daß hinter ihnen ein Loch frei blieb, durch das sie notfalls entwischen konnten. Den Brigadeintendanten und seinen Stab hatten sie völlig vergessen.

In diese Gesellschaft platzte der Feldwebel Schwall mit

seinem Haufen wie eine Bombe. Die Russen hoben die Hände, die Zahlmeister wechselten die Farbe und saßen starr wie Leichname da; dem Intendanten traten dicke Schweißtropfen auf die Stirn.

Schwall trat auf ihn zu und wollte ihm die Pistole abnehmen. In diesem Augenblick peitschte eine MPi-Garbe quer durch den Raum. Der Intendant kippte mitsamt seinem Stuhl um und verschwand unter dem Tisch.

Der Gefreite Kalisch fuhr blitzschnell herum und feuerte aus der Hüfte. Im Türrahmen zum Nebenraum sackte eine Gestalt zusammen und blieb – mit dem Gesicht zum Boden – liegen: ein russischer Artillerie-Oberleutnant.

Der Feldwebel wischte sich das Blut von der aufgerissenen Wange. Nur ein Streifschuß, aber die Fleischwunde brannte höllisch.

Der Brigadeintendant, die Zahlmeister, die Schreiber und die Soldaten wurden in Gefängniszellen gesteckt. Dann durchsuchte der Trupp systematisch das ganze Gebäude. Meterdicke Mauern, eiserne Türen und starke Absperrgitter, aber keine einzige menschliche Seele.

»Und so eine Festung gibt man kampflos auf?« konnte sich Schwall nicht genug wundern. »Die müssen ihren allerletzten Mist hier zurückgelassen haben.«

Aber nicht überall war das so. Im Parteihaus, im Postamt und in den städtischen Verwaltungsgebäuden hatte sich Marineinfanterie verschanzt und leistete hartnäckigen Widerstand; im Kaufhaus steckte eine MG-Kompanie und feuerte unaufhörlich, obwohl das Gebäude lichterloh brannte und aus allen Fenstern die hellen Flammen herausschlugen. In den Gartenanlagen auf dem großen Marktplatz, zu dem alle wichtigen Straßenzüge hinführten, waren überschwere Panzer bis an die Turmwülste eingegraben, und ihre großkalibrigen Kanonen beherrschten die Zufahrtswege.

Mit leichten Pak (Panzerabwehrkanonen) war den

dickwandigen Kuppeln nicht beizukommen; von ihnen spritzten sogar Sondergranaten wie Knallerbsen weg. Überdies konnten die deutschen Richtschützen höchstens zweimal hintereinander feuern, dann mußten sie die Stellung wechseln, denn die Russen hatten sich auf jeden Punkt eingeschossen und knallten alles ab, was ihnen vor die Rohre kam.

Als es dunkel wurde, hatten die Sowjets den Marktplatz noch immer fest in der Hand. Gegen Mitternacht brachte eine Lastwagenkolonne Verstärkung: Infanteristen und zwei Feldhaubitzen. Die Feldhaubitzen kamen wie gerufen; durch Nebengassen und auf Umwegen wurden sie an den Platz herangebracht. Hinter Häuserecken fanden sie eine gute Stellung und hatten die eingegrabenen Kolosse zum Greifen nahe vor sich. Aber noch war es nicht soweit.

Russische Batterien begannen zu feuern. Sie schossen über den Dnjepr herüber und belegten den schon gesäuberten Nordteil der Stadt mit Spreng- und Brandgranaten.

Daraufhin zog Oberstleutnant Gössel alles nach vorn. Jetzt wurde die Lage ungemütlich! Die Deutschen waren auf engem Raum zusammengedrängt; viele mußten sogar in die Stockwerke der Häuser hinauf, weil in den engen Gassen nicht für alle Platz war und die breiten Straßen unter Beschuß der Panzerkanonen lagen. Wenn jetzt die russische Führung das Sperrfeuer noch weiter zurückverlegte, konnten die deutschen Landser das Kreuz über sich machen.

Oberstleutnant Gössel erkannte die Gefahr und handelte. Vom Dach eines hohen Gebäudes aus stellte er nach der Karte die Punkte fest, an denen die Mündungsfeuer aufzuckten. Die genauen Positionen sollten an die Division durchgegeben werden. Mit dem Zusatz: »Gefahr völliger Vernichtung droht. Erbitten Artilleriefeuer auf angegebene Ziele!«

Verschlüsselt war der Funkspruch im Handumdrehen, auch das Durchgeben wäre kein Problem gewesen, nur – die Rufe verhallten ungehört. Der Funker hämmerte unverdrossen,



schaltete auf »Empfang«, horchte, schaltete auf »Geben«, bearbeitete die Taste mit der Sorgfalt eines gewissenhaften Anfängers ...

Nichts! Tiefe Stille!

Oberstleutnant Gössel und Hauptmann Morsch standen hinter ihm und hielten den Atem an.

»Er kommt nicht durch«, murmelte der Hauptmann düster. »Die Division ist auf dem Marsch und hat andere Sorgen. Außerdem ist strengste Funkstille befohlen.«

»Natürlich! Das ist ja immer so, sonst würde jeder kleine Einheitsführer nervös herumquatschen.« Und nach einer Weile: »Schön, dann eben nicht, meine Herren.«

Er sah auf die Uhr.

»Wenn die Division – na, sagen wir, in den nächsten zehn Minuten nichts von sich hören läßt, helfen wir uns selber. Dann sollen uns die Haubitzen den Platz frei machen, und wir legen los. Alles andere kann nicht mehr sehr gefährlich sein. Jedenfalls: Wir werden nicht wie sture Ochsen hier auf unsere Schlächter warten und inzwischen die Daumen drehen. Das kann niemand von uns verlangen.«

Fünf Minuten später meldete sich die Division, und unmittelbar darauf war auch schon die Antwort da: »Verstanden!«

»Hm«, brummte der Oberstleutnant, »sehr gesprächig sind die Herren zwar nicht, aber immerhin ...«

Sie gingen zum Gefechtsstand hinüber. Die russischen Batterien setzten plötzlich aus, dann ging es wieder weiter. Aber nicht mehr ganz so heftig wie früher und nicht so planmäßig; jetzt war es mehr ein hilfloses Herumgeballere.

»Was ist das wieder?« wunderte sich Gössel. »Ist ihnen etwa die Puste ausgegangen? Oder haben sie den Faden verloren?«

\*

Unteroffizier Wesselbach preßte die Hörmuscheln fester gegen die Ohren und horchte. Er horchte, schüttelte den Kopf, horchte angespannt ...

»Was hast du denn schon wieder?« fuhr ihn der Stabsgefreite Grissemann an. »Wenn du jetzt auch noch durchdrehst, packe ich meine Klamotten und haue hier ab. Schön langsam geht mir nämlich dieser Zirkus auf die Nerven.«

Wesselbach winkte ab, kniff die Lider zusammen und horchte. Der Stabsgefreite sah ihm eine Weile zu, und dann polterte er los: »So rede doch schon, Menschenkind! Was kriechst du denn so in den Narrenschrank hinein? Sind am Ende Mäuse drin und knabbern an der Frequenz?«

Der Unteroffizier schnaufte und nahm die Hörer ab. »Da quasselt jemand dazwischen. Sprechfunk oder so etwas. Muß ganz in der Nähe sein.«

Jetzt stutzte sogar der Stabsgefreite. Er stülpte die Kopfhörer über und horchte ebenfalls.

»Du hast recht! Da quasselt einer dazwischen. – Aber ich verstehe kein Wort. Russisch ist das nicht. Hört sich mehr wie Englisch an.«

»Englisch?«

Der Stabsgefreite glotzte nicht sehr geistreich.

»Wieso Englisch? – Vielleicht ein schöner Gruß von der Lügentante?«

Unteroffizier Wesselbach jagte einen Melder zum Nachrichtenoffizier. Leutnant Schreiber kam und hörte selbst.

»Das muß ganz in der Nähe sein. Und es ist wirklich Englisch. Etwas ganz Neues! Den Kerl werden wir uns schnappen!«

Der Funkwagen stand in einer schmalen Seitengasse. Gleich gegenüber erhob sich ein fünfstöckiges Gebäude und überragte alle anderen. Irgendwo dort droben mußte der englisch piepsende Vogel hocken.

Der Leutnant raffte ein paar Kradschützen zusammen und

ging mit ihnen auf Erkundung. Im Hausflur zogen sie die Stiefel aus und schlichen auf Wollsocken die Treppe hinauf. Bis zum Dachgeschoß. Hier blieben sie stehen und horchten. Als das Krachen der Einschläge für einen Augenblick aussetzte, ließ sich eine gedämpfte Stimme vernehmen. Sie gab Zahlenwerte durch. In reinstem Englisch!

Also ein Artilleriebeobachter, der das Feuer der russischen Batterien leitete.

Die Eisentür, hinter der der Sprecher steckte, war nur angelehnt, aber dahinter stand eine schwere Truhe. Zwei Kradschützen warfen sich mit ihrem ganzen Gewicht gegen die Tür und rammten sie auf. Die Truhe schlug polternd um. Leutnant Schreiber entsicherte seine Pistole und knipste die Taschenlampe an.

»Hands...«

Eine Maschinenpistole hämmerte los und schnitt ihm das Wort ab. Der Leutnant bekam die Garbe voll in die Brust und fiel hinterrücks zu Boden. Eine schwächliche Gestalt sprang zum Fenster, schwang sich aufs Dach hinaus; einer der Kradschützen hetzte hinter ihm her. Der Flüchtende lief schon in der schmalen Dachrinne und hielt auf einen dicken Kaminblock zu, um hinter diesem zu verschwinden. Schon hatte er ihn fast erreicht, da feuerte der Kradschütze. Die Gestalt warf die Arme in die Luft, taumelte, trat ins Leere und stürzte in die Tiefe.

Auf einer Kiste stand das tragbare Sprechfunkgerät. Daneben lagen ein Stadtplan und eine Stablampe. Der Stadtplan war in kleine Quadrate geteilt, von denen jedes mit einem oder zwei Buchstaben bezeichnet war. Die Stadtteile, die schon brannten, waren mit Rotstift durchkreuzt. Vom Fenster der Dachstube aus konnte man den ganzen Nordteil von Berislaw überblicken. Viele Häuser und zwei Straßenzüge brannten, und dicker Qualm wälzte sich westwärts.

Der Leutnant lag in einer Blutlache. Er war bewußtlos, und

sein Atem ging stoßweise und röchelnd. Zwei Männer trugen ihn hinunter. Neben der Haustür lag eine zusammengekrümmte leblose Gestalt auf dem Steinpflaster: ein blutjunges Kerlchen, in der Uniform der Charkower Offiziersschüler.

\*

Die Minuten tropften zäh dahin, und noch immer rührte sich nichts. Oberstleutnant Gössel nahm die erloschene Zigarre aus dem Mund und sagte: »Noch fünf Minuten, dann warten wir auf nichts mehr. Hauptmann Morsch, alle Offiziere zu mir!«

Der Hauptmann stand auf und ging zur Tür. Er hatte schon die Klinke in der Hand. Plötzlich blieb er wie angewurzelt stehen, drehte sich um und sah seinen Chef fragend an. Auch Gössel erhob sich. Flugzeugmotoren dröhnten in tiefem Baß und geradezu böseartig.

»Unsere Bomber!«

»Jetzt? Mitten in der Nacht?« fragte Hauptmann Morsch kopfschüttelnd. »Was soll das für einen Sinn haben? Hoffentlich schmeißen sie ihre Bomben nicht uns auf den Schädel.«

Der Oberstleutnant lachte spöttisch. »Wären Ihnen russische lieber? Sie halten anscheinend nicht sehr viel von unseren Navigatoren. Sie tun ihnen unrecht: Karten lesen können sie, und die genauen Positionen haben sie auch. Außerdem leuchten die Mündungsfeuer deutlich genug und springen fast von selber ins Zielgerät. – Hören Sie doch! Gerade jetzt ballern die Herrschaften ganz schön. Mir scheint, sie können es nicht mehr erwarten. Kommen Sie, das müssen wir uns ansehen.«

Die Maschinen überflogen den Dnjepr und hielten auf die Mündungsfeuer zu. Die russische Flak feuerte wütend, aber die deutschen Maschinen ließen sich nicht beirren. Über den Batteriestellungen luden sie nach einem präzisen Zielflug eine nach der anderen ihre tödliche Last ab. Wenig später war

auch das letzte Geschütz verstummt.

»Na, was sagen Sie jetzt?« schnaufte der Oberstleutnant und schlug dem Hauptmann auf die Schulter. »Die wären wir glücklich los und können endlich wieder die Köpfe aus dem Dreck nehmen. Es wird eine ganze Weile dauern, bis sie frische Batterien herangekarrt haben werden; bis dahin müssen wir durch das Kaff durch und am Dnjepr sein. Am Ufer werden wir es leichter haben. Dort können wir uns wenigstens eingraben. Das Größte liegt hinter uns.«

»Und der Stromübergang, Herr Oberstleutnant?«

»Wird auch werden, mein Lieber, wird auch werden. Wir werden warten, bis die Brücke fertig ist und dann hinüberfahren.«

Ein Melder kam mit einem Zettel. Der Oberstleutnant warf einen Blick darauf. Über sein Gesicht huschte ein Schatten.

»Leutnant Schreiber ist gefallen. Nichts mehr zu machen gewesen. Wir verdanken ihm viel, vielleicht sogar alles. – Wo bleiben die Herren Offiziere?«

»Sie warten drüben im Kaufhaus.«

Kaum war das Büchsenlicht ausreichend, da feuerten die Feldhaubitzen. Die Entfernung war nicht groß und die Wirkung der Granaten dementsprechend. Gleich die ersten Schüsse waren Volltreffer. Einer der Kolosse war erledigt, dem zweiten hatte es den Turm verklemmt und ihn selbst halb aus dem weichen Erdreich herausgehoben. Und dann ging es Schlag auf Schlag. Die Panzerbesatzungen kamen nicht mehr zum Schießen.

Sturmtrupps arbeiteten sich entlang der Häuserwände vor. Aus dem Gerätehaus der Feuerwehr schlug ihnen ein wüstes Abwehrfeuer entgegen. Pioniere unterliefen die verstreut liegenden Garben und drangen in das Gebäude ein. Die Verteidiger – Schreibstubenpersonal und Angehörige rückwärtiger Dienste – verloren die Nerven und rannten

einfach davon. In den verwinkelten und engen Korridoren ballten sich die Massen zusammen, verstopften die Ausgänge und rannten sich fest. Daraufhin sprangen viele zu den Fenstern hinaus.

Inzwischen säuberten Kradschützen und Infanteristen die alten Bürgerhäuser rund um den Marktplatz, die Verkaufsläden und die Warenmagazine; Panzerjäger kämmten die Seitengäßchen durch.

Aber gleich hinter dem Gerätehaus kam es wieder ganz dick. Eine aus Pflastersteinen errichtete Barrikade riegelte die breite Zufahrtsstraße ab. Sie war von starken Kräften besetzt.

Den stürmenden Pionieren schlug geballtes Feuer entgegen und zwang sie zu Boden. Granatwerfer ploppten, Wurfminen heulten und die »Ratsch-Bumm«, das gefürchtete russische 7,62-cm-Infanteriegeschütz, spuckte Tod und Verderben.

Es wäre heller Wahnwitz gewesen, über die völlig deckungslose Straße gegen die feuerspeiende Barrikade anzurennen. Oberstleutnant Gössel lag in einer Toreinfahrt und duckte sich hinter den steinernen Radabweiser. Querschläger und faustgroße Splitter sirrten jaulend über ihn hinweg und fetzten in das Mauerwerk des Torgewölbes.

»Morsch!«

Hauptmann Morsch kam von hinten herangerobbt.

»Alles zurücknehmen und die Haubitzen vorziehen!«

Eine Mine krachte neben der Toreinfahrt in das Steinpflaster. Das ganze Gebäude wackelte, ein Teil des Deckenbewurfes kam heruntergeprasselt, und eine Wolke aus Kalkstaub nebelte den Toreingang ein.

»Leben Sie noch, Morsch?«

»Noch, Herr Oberstleutnant.«

»Dann sehen Sie zu, daß die Haubitzen so schnell wie möglich herankommen, sonst machen uns die Brüder fertig.«

Hauptmann Morsch hob vorsichtig den Kopf und sah sich um. Die nächste Gruppe war ungefähr dreißig Meter weit

entfernt und lag hinter einem umgestürzten Traktor. Morsch wartete einen günstigen Augenblick ab und lief hinüber.

»Weitergeben: Alles zurück und in Deckung gehen!«

Die hinter der Barrikade mußten etwas gemerkt haben, denn augenblicklich prasselten MG-Garben gegen die Raupenkettens des Traktors, und zwei Wurfminen torkelten schwerfällig herüber. Sie lagen jedoch zu kurz und wetterten ins Vorgelände, ohne Schaden anzurichten. Der Hauptmann nutzte die Qualmwolke als Deckung und verschwand hinter einer Hausecke. An die Wände gepreßt, standen hier Pioniere und blickten ihn fragend an. Am Himmel glitzerte etwas in der Morgensonne: ein russischer Aufklärer.

Zugmaschinen klapperten über das holperige Pflaster und schleppten die Feldhaubitzen heran. Sie wurden abgehängt und von den Pionieren an der Hausecke in Stellung gebracht. Schon die ersten Brennzünder-Granaten zerplatzten über der Barrikade und überschütteten alles mit einem Hagel von Splittern; die nächsten krachten mitten hinein und rissen den Steinhaufen auseinander. Als die Pioniere zum Sturm ansetzten, gab es nicht mehr viel Widerstand.

Russische Marineinfanteristen hatten inzwischen das allgemeine Durcheinander geschickt genutzt, die Stadt umgangen und tauchten jetzt im Rücken der Deutschen auf. Vor dem Gefängnis warfen sich ihnen die Lkw-Fahrer, das Personal des Verbandsplatzes und die Männer eines Sicherungstrupps entgegen. Als der Gefechtslärm aufflackerte, machte ein Zug Kradschützen eilends kehrt. Die Russen wurden von drei Seiten gepackt, abgedrängt und schließlich aus Berislaw hinausgeworfen. Dabei geriet der angeschlagene Haufen dem Vorauskommando einer deutschen Sturmbootkompanie in die Hände.

Nachdem die Barrikade überrannt war, zogen sich die Russen auf der ganzen Linie zurück. Im südlichen Teil der Stadt verschanzten sie sich noch einmal in einem Lagerhaus

und in der Ölmühle. Auch hier waren es in der Hauptsache die Feldhaubitzen, die den Widerstand brachen.

Das Lagerhaus und windige Getreidesilos wurden zusammengeschossen. Mit der Ölmühle ging das nicht so einfach. Sie war in einem ehemaligen Klostergebäude untergebracht und glich einer starken Festung. In den schießschartenähnlichen Lüftungsschlitzten des unteren Geschosses standen schwere Maschinengewehre, in den oberen Stockwerken hatten sich Panzerbüchschenschützen eingenistet; hinter den dicken Mauersockeln der offenen Wandelgänge standen Granatwerfer.

Haubitzen und Pak schossen den wuchtigen Mauerblock sturmreif. Als alle Dächer brannten und überall breite Lücken klafften, gingen Pioniere mit Flammenwerfern und Sprengladungen vor, unterliefen das schon sehr matte Abwehrfeuer und schalteten aus, was noch kämpfte.

Damit war das letzte Bollwerk gefallen und Berislaw endgültig in deutscher Hand. Der Zugang zum Dnjepr lag offen da. Der mörderische Kampf hatte zweiunddreißig Stunden getobt und erhebliche Opfer gefordert. Der mächtige Strom, der zweitgrößte des europäischen Rußlands, schimmerte im Schein der untergehenden Sonne. Weit drüben, am jenseitigen Ufer und dahinter, lag der Russe in stark ausgebauten Stellungen und wußte ganz genau, was jetzt kommen mußte.

»Jetzt wäre es günstig«, sagte Oberstleutnant Gössel, Jetzt müßte man gleich weiter und hinüber! Wenn wir dem Iwan (Spitzname für die Russen) zuviel Zeit lassen, können wir uns auf etwas gefaßt machen.«

»Wenn, wenn ...«, brummte Oberst Hensch ungeduldig. »Davon können wir uns nichts abbeißen. Der Jaage sollte hiersein; wir allein sind zu schwach.«

Oberst Ritter von Jaage führte die Pioniere, die Sturminfanterie und die Sturmbootkompanie. Er hatte die



Aufgabe, den gewaltsamen Übergang über den Dnjepr durchzuführen, drüben einen Brückenkopf zu bilden und zu halten.

»Es geht nicht immer alles haargenau nach dem Fahrplan. Ich bin froh, daß wenigstens die Flak (Fliegerabwehr) schon steht. Es war eine Sauarbeit, die Brummer auf die Ölmühle hinaufzukriegen. Aber dort stehen sie gut, sehr gut sogar! Wir müssen nicht mehr zittern, daß uns der Iwan die Sturmboote und Fähren mit Bomben zerschlägt, ehe sie noch drüben anlegen können. Das allein ist schon viel wert!«

Die Sturmboote lagen dreihundert Meter weiter stromabwärts im Schutz dichter Weidenbüsche. Es fehlten nur noch die Pioniere und die Sturminfanterie.

Drüben flammten Leuchtbomben auf und pendelten an Fallschirmen langsam zur Erde. Bald darauf näherte sich Motorengeräusch. Die Flakkanoniere stürzten zu ihren Geschützen, aber Oberwachtmeister Lersch fuhr mit Gebrüll dazwischen: »Halt, das sind doch Messerschmitts!«

Zwei Ketten Me 109 kamen im Tiefflug über den Strom und jagten in Richtung Nordwesten. Eine der Maschinen drehte eine scharfe Kurve, ging noch tiefer und warf eine Meldekapsel ab. Wo die Kapsel aufgeschlagen war, leuchtete eine giftgrüne Wolke. Ein Unteroffizier holte die Meldung und rannte damit zum Gefechtsstand.

»Da haben wir den Salat!« polterte Oberst Hensch. »Der Russe bringt auf Lkw Verstärkung heran. Noch und noch. Und Geschütze. Es wird also ein scharfer Tanz werden, meine Herren. Und von diesem Herrn Jaage und seinen Leuten ist keine Nasenspitze zu sehen!«

Der neue Tag kam mit strahlendblauem Himmel. In aller Frühe waren schon russische Aufklärer an der Arbeit. Sie hielten sich jedoch in respektvoller Entfernung und spionierten lediglich ein wenig herum. Die deutsche Flak rührte sich nicht. Die

Kanoniere saßen unter den verkohlten Dachsparren der Ölmühle, spielten Karten und grinsten boshaft. An der Uferböschung hockte Hauptmann Rode, der Chef der Sturmbootkompanie, in einem mit Zweigen getarnten Erdloch und beobachtete das jenseitige Ufer durch das Scherenfernrohr.

Gegen 8 Uhr jagten zwei Kradfahrer auf Berislaw zu, jeder mit einem Luftbeobachter auf dem Soziussitz. Sie wurden von russischen Jägern wie Hasen gejagt und mußten mehr als einmal aus voller Fahrt in Deckung gehen. Wie durch ein Wunder kamen sie ungeschoren durch und brachten die Nachricht, daß Oberst von Jaage ungefähr dreißig Kilometer weiter hinten in einem Auwald liege und erst nach Einbruch der Dunkelheit weitermarschieren könne.

»Schlachtflieger und Ratas«, berichteten sie.

Nach Sonnenuntergang fuhren die Melder wieder zurück, und dann kamen die einzelnen Marschgruppen tropfenweise an. Gegen Mitternacht war der Haufen so halbwegs beisammen. Die Sturmtruppen bezogen sofort ihre Ausgangsstellungen am Ufer; sie lagen auf dem nackten Boden an der Uferböschung. Hier durften sie sich keine Deckungslöcher graben, die den russischen Aufklärern sofort aufgefallen wären. Auch die Heeresartillerie, die den Brückenbauern Feuerschutz zu geben und den Gegner niederzuhalten hatte, traf endlich ein und ging am westlichen Stadtrand in Stellung.

Die Nacht war klar. Die Sowjets kamen mit Bombern, warfen Leuchtbomben und suchten und suchten. Wenn der grelle Lichtschein aufflammte, erstarrte auf der Erde jede Bewegung.

Nach einer Weile zogen die Russen beruhigt wieder ab. Oberst von Jaage musterte den Himmel und knurrte übellaunig: »Vielleicht das richtige Wetter für eine Spazierfahrt, aber für einen gewaltsamen Stromübergang ist das ... Na ja! Man kann sich das eben nicht aussuchen und muß die Dinge nehmen, wie

sie kommen.«

Im Osten wurde es grau. Der Oberst sah auf die Uhr. Noch 55 Minuten! Er warf einen Blick auf den Strom und zuckte betroffen zusammen. Er konnte das gar nicht glauben, rieb sich die Augen und sah schärfer hin...

Nebel! In dünnen Schwaden stieg er aus dem Wasser heraus. Die Schwaden flossen ineinander, wurden dichter und dichter, wallten und brodelten. Die richtige Waschküche!

Hauptmann Rode nickte befriedigt.

»So ist das richtig! Schöner könnte man sich's nicht wünschen. Hoffentlich hält dieser Morgendampf eine Weile an.«

Von Jaage legte sich schnaufend auf den Bauch, fischte aus seinem Beobachterloch den Hörer des Feldtelefons heraus und brüllte hinein: »Ronge, ich greife an! Sofort mit allem drauf! Das Lufteinsatzkommando verständigen!«

Alle verfügbaren Rohre feuerten. Bei den Russen drüben stiegen Dreck- und Erdfontänen auf, und die Luft war von einem einzigen Getöse erfüllt. Hunderte von Granaten pflügten das jenseitige Ufer um.

Die Motoren der Sturmboote sprangen an und kamen knatternd auf Touren; in dem Höllengetöse der Abschüsse und Einschläge ging das Geräusch völlig unter. Hauptmann Rode sprang in das erste Sturmboot. Die überlasteten Boote zogen auf den Strom, hinter sich die Floßsäcke mit ihrer Fracht. Der Nebel verschluckte alles.

Oberst von Jaage wäre am liebsten gleich mitgefahren. Das hatte er früher immer so gehalten und seine Männer mitgerissen; aber seit ihm diese Eskapaden vom Oberbefehlshaber streng verboten worden waren, mußte er sich zurückhalten. Jetzt stand er am Ufer, hielt den Kopf vorgestreckt und vergaß fast das Atmen. In den nächsten Minuten mußte es sich entscheiden...

Auf dem zerschossenen Dach der Ölmühle stand

Oberleutnant Frauenhofer als Beobachter der Heeresartillerie. Über dem Strom dampfte dicker Nebel, aber über ihn hinweg konnte man tief ins flache Land hineinsehen. In dem verwaschenen Grau lagen verschwommene, dunkle Inseln: die frisch herangebrachten russischen Batterien, wie auf dem Präsentierteller. Die Einschläge der eigenen Batterien rumorten am jenseitigen Ufer herum und zerschlugen die Grabenstellungen der sowjetischen Stromsicherungen. Jetzt hieß es scharf aufpassen, denn in jeder Minute konnten die Sturmboote drüben anlegen.

»Eine kitzlige Sache«, meinte Oberwachtmeister Lersch. »Eine Sekunde zuviel, und wir dreschen in die eigenen Leute hinein. Und vor lauter Nebel nichts zu sehen! In der Luft erkenne ich wenigstens meine Vöglein, das ist leichter.«

Aus der Nebelbank schossen Leuchtkugeln heraus und stiegen zum Himmel hinauf. Oberleutnant Frauenhofer hatte schon den Telefonhörer in der Hand.

»Feuer vorverlegen!«

Die Geschütze setzten schlagartig aus. Jetzt ratterten drüben Maschinengewehre und peitschten Karabinerschüsse. Die Feuerwand sprang nach vorn; auch der Russe legte jetzt los und deckte den Strom mit Sprenggranaten zu. Der Oberleutnant leitete das eigene Feuer auf jene Stellen, an denen die Abschüsse des Gegners aufblitzten.

Die ersten Sturmboote kamen zurück. Leer. Infanteristen sprangen hinein, und es ging wieder hinüber. Ein Motor machte Mätzchen und wollte nicht recht.

»Wie sieht's aus?« brüllte Oberst von Jaage den Mann an der Ruderpinne an.

Der alte Obergefreite spuckte verächtlich aus und brüllte zurück: »Drüben geht's, auf dem Wasser ist es schlechter. Die russische Ari rührt vielleicht um! – Und grad jetzt mag dieses Luder nicht.«

Der Motor gab das Mucken auf, und das beladene Boot

schoß auf den Strom hinaus. Die Boote der dritten Welle ihm gleich nach. Um sie herum schlugen Granaten ins Wasser und schleuderten gischende Wände in die Luft. Die nächsten Boote brachten die ersten Verwundeten herüber. Ein Steuermann schrie die wartenden Infanteristen an:

»Macht schneller, ihr müden Säcke! Wollt ihr die armen Hunde da drüben allein im Dreck lassen? Hinein in den Kahn und los!«

Bomber und Stukas donnerten über den Strom und stürzten sich auf die sowjetischen Artilleriestellungen. Das feindliche Feuer wurde nun merklich schwächer; dafür setzten Ferngeschütze ein und trommelten wild in die Gegend. Die Bedienungen hatten offenbar keinen Beobachter am Ufer, tappten blind im Gelände herum und erzielten wenig Wirkung.

Die Sturmboote fuhren und fuhren; todesmutig, unermüdlich und verbissen standen die Steuermänner an den Motoren. Manchen erwischte es; die anderen brausten weiter und sahen nicht nach rechts und links. Hauptmann Rode hatte sich als erster an der jenseitigen Uferböschung festgesetzt und der Besatzung seines Bootes Feuerschutz gegeben. Unmittelbar darauf war er gefallen.

Schon die erste Welle hatte einen winzigen Brückenkopf gebildet und ihn halten können, bis die zweite und die dritte nachgekommen war. Die Sowjets wehrten sich verzweifelt, wurden jedoch im Nahkampf zurückgedrängt und schließlich geworfen.

Drei Stunden nach dem Losschlagen war es soweit, daß die Pionierfähren Infanteriegeschütze und schwere Granatwerfer hinüberschaffen konnten. Jetzt konnte der winzige Brückenkopf etwas erweitert werden. Am Abend war er einen Kilometer tief, am übernächsten Tage schon an die vier. Aber es kostete auch blutige Opfer. Die zurückkehrenden Fähren waren mit Verwundeten und Toten beladen, und nicht wenige versanken im Dnjepr oder trieben mit der Strömung ab.

Jetzt ging es für die Pioniere los! Die ersten Brückenglieder verließen ihr Versteck, kamen angeschwommen und wurden an sich gegenüberliegenden Uferpunkten festgemacht. Das Kommando führte Oberst Hensch, die technische Ausführung überwachte Major-Ingenieur Dr. Schrebe. Er war überall gleichzeitig. Über Sprechfunk rief er die einzelnen Brückenglieder ab und wachte mit Argusaugen darüber, daß sie exakt in die Brückenlinie eingefahren und sorgfältig aneinandergekoppelt wurden. Davon hing alles ab.

Das letzte Glied paßte haargenau in die Lücke hinein. Die Pontonbrücke war geschlossen.

»Großartig gemacht!« schrie Oberst Hensch begeistert. »Das macht Ihnen nicht bald einer nach, Doktor. Jammerschade, daß Sie nur ein uniformierter Zivilist sind.«

»Wieso?« verwahrte sich Dr. Schrebe. »Ich habe alles genau berechnet, folglich muß es stimmen. Die Mathematik ist nämlich das einzig Exakte und Unbestechliche auf dieser verrückten Welt. Sie läßt sich nicht verdrehen, und man kann sie nicht einmal mit Notverordnungen außer Kraft setzen. Gott sei Dank!«

Die ersten bespannten Verbände rollten hinüber. Unter den Hufschlägen der Gäule dröhnten die Brückenbohlen. Für Hensch klang das wie Musik. Er stand neben der Auffahrtsrampe, und sein breites Gesicht strahlte. Plötzlich stutzte er. In das Gepolter der Hufe, in das Knarren der Wagenräder und das Gegluckse der hochgehenden Wellen mengte sich ein verdächtiges Brummen.

Die Flak donnerte los, aber da fegten sie schon heran. Russische Bomber! Sie kamen aus der Sonne, kurvten auf die Brückenlinie ein, senkten die Schnauzen und klinkten aus. Die meisten Bomben rauschten zwar ins Wasser, aber der Rest genügte vollauf. Ein paar Brückenglieder erhielten Volltreffer und sofften augenblicklich ab; die losgerissenen Enden wurden von den aufgewühlten Wassermassen hin und her gerissen und

drohten umzuschlagen. Glücklicherweise hielten die Verbindungen der unvorhergesehenen Beanspruchung stand.

Und dann belferten die Bordwaffen. Die russischen Flugzeugführer hatten ihre Chance erkannt und ließen nicht locker. Sie flogen die Lücken immer wieder an und jagten die Pioniere unter die Bohlen. Was auf der Brücke stand, mußte stehenbleiben. Die Fahrer hatten alle Mühe, die ausfeuernden Gänge niederzuzwingen und sie am Ausbrechen zu hindern. Die belastete Brücke schwankte beängstigend hin und her.

Oberwachtmeister Lersch raufte sich die Haare und war dem Heulen nahe. Er mußte diesem Jammer zusehen und konnte nichts tun; einige Maschinen hatte er zwar abschießen können, aber jetzt hätte er in die eigenen Leute hineinhalten müssen. Im Tiefflug schnurrten die Russen um die Brücke herum und feuerten, was aus den Waffen heraus wollte.

Oberst Hensch sprang auf die Brücke. Man hörte sein Brüllen bis ans Ufer. Die Pioniere krochen unter den Bohlen hervor und machten sich an die Flickarbeit. Auf einmal war auch der »Zivilist« Dr. Schrebe hier – als ob das alles nichts wäre. Er hatte sein Sprechfunkgerät umgehängt und gab Anweisungen. Reservebrückenglieder kamen mit der Strömung, wurden eingefahren, verankert und festgemacht. Die Kolonnen begannen wieder zu rollen.

»Ich muß mich bei Ihnen entschuldigen«, brummte Oberst Hensch. »Ich tue so etwas nicht gern, aber Sie sind ein Prachtkerl!«

Die Russen kamen wieder. Diesmal mit Kampfflugzeugen. Einige von ihnen beharkten die Brücke, die anderen nahmen die Flak aufs Korn und machten zwei Geschütze samt den Bedienungen kampfunfähig. Die Pioniere mußten neue Schäden beheben; die Arbeit währte bis in die Nacht hinein. Dann waren die Männer ausgepumpt und fertig.

So konnte das nicht weitergehen.

Oberst Hensch ließ einen Funkspruch an das Korps absetzen,

in dem er kein Blatt vor den Mund nahm. Was er den Herren damit sagte, grenzte gefährlich an Meuterei.

»So etwas!« stieß General von Haunswald entsetzt hervor. »Dieser Hensch muß plötzlich verrückt geworden sein oder...«

»... oder er hat recht«, ergänzte Generalleutnant Stube trocken. »Ich kann mir lebhaft vorstellen, wie es bei ihm zugeht.«

Er ließ das Einglas um den Finger kreisen.

»Alles was recht ist, aber nur mit Husch-husch geht es eben auf die Dauer nicht. Darauf fällt der Russe nicht mehr rein. Und wenn er uns die Brücke zu Brennholz zerkleinert, bringt kein Herrgott mehr eine zweite zustande. Dort nicht mehr! – Und was wird uns dann der Schobert erzählen?«

Generaloberst Ritter von Schobert war zu dieser Zeit Oberbefehlshaber der 11. Armee.

»Sie haben ja recht«, sagte General von Haunswald. »Wenn wir nichts dagegen tun, ist die Brücke beim Teufel. Aber wir haben nicht die Mittel, sie zu schützen. Da müßten schon Flieger her und die Roten abfangen.«

Er seufzte. »Das sagt sich so leicht, und inzwischen ...« Er gab sich einen Ruck. »Nehmen Sie die Sache in die Hand, Stube. Sie haben das Zeug dazu.«

»Ich mache das schon«, nickte der Generalleutnant. »Aber auf meine Art. Ich werde nämlich nicht schüchtern anklopfen, sondern gleich die Tür eintreten. Anders würde es nicht gehn.«

»Gehen Sie nicht zu weit, lieber Stube!« warnte der Korpskommandeur. »Manchmal sind die Herrschaften sehr empfindlich.«

»Die Brücke ist noch viel empfindlicher, Herr General. Und wenn sie uns davonschwimmt, geht es uns an den Kragen. In einer solchen Lage muß man schon etwas riskieren.«

Also schnurgrade zur Heeresgruppe!

Der Funkspruch geriet in die richtigen Hände. Schon 30 Minuten später zirpte die Antwort herein: Oberst Mölders



übernimmt mit Jagdgeschwader 51 den Schutz der Brücke.

»Großartig!« nickte Stube befriedigt. »Die Herren verstehen ganz gut Deutsch – man muß nur deutsch mit ihnen reden.«

Er rieb sich vergnügt die Hände. »Und gleich ein ganzes Geschwader! Und den Mölders auch noch dazu! Ich hätte höchstens mit einer Gruppe gerechnet.«

Oberst Mölders und seine Jäger packten den Gegner ganz hart an; innerhalb von 48 Stunden schossen sie an die achtzig Bomber ab. Daraufhin wurde es nun wenigstens in der Luft ruhiger.

\*

Die Hauptmacht der deutschen 11. Armee war von Rumänien aus vorgestoßen, hatte Bessarabien für den rumänischen Verbündeten zurückerobert und bewegte sich jetzt in Eilmärschen auf den Unterlauf des Dnjepr zu. Die gesteckten Ziele: über den Strom setzen, zur Krim durchstoßen und die Halbinsel nehmen; gleichzeitig auch nach Rostow am Don vorprellen und das Tor zum Kaukasus aufstoßen.

Etwas viel auf einmal für eine einzige Armee, die schon allerlei hinter sich hatte...

Im Norden tobte die mörderische Kesselschlacht von Kiew. Feldmarschall von Rundstedts Heeresgruppe Süd und die Panzergruppe Guderian hatten die Masse der sowjetischen Großverbände schon in der Zange und drückten sie auf engem Raum zusammen. Es mußte alles schnell gehen, denn die frei werdenden Korps wurden schon anderswo dringend nötig gebraucht.

Die Berislawer Brücke war fest in deutscher Hand, und der Vormarsch rollte. Der Russe hatte keine Möglichkeit, ihn aufzuhalten, weil seine gesamte Feldartillerie zerschlagen war und seine Bombergeschwader dezimiert waren. Hin und wieder schossen zwar Ferngeschütze Störfeuer, aber es wurde nichts

Rechtes mehr daraus, weil die Sowjets keinen Beobachter am Strom hatten und ziemlich hilflos in der Gegend herumballerten. Wenn sich einer ihrer Aufklärer blicken ließ, stürzten sich deutsche Jäger auf ihn.

Trotzdem gab die sowjetische Führung nicht ganz auf. Nachdem es nicht mehr auf breiter Front ging, setzte sie kleine Stoßtrupps an. Sie sickerten durch den dünnen deutschen Flankenschutz und führten eine Art Dschungelkrieg. Sie durchwateten tote Dnjepr-Arme, umgingen die deutschen Brückensicherungen und trachteten, ihnen in den Rücken zu gelangen, um sie von hinten zu packen.

Ortskundige Führer brachten sie bei Nacht und auf Schleichwegen an Stellen heran, wo man sie am allerletzten erwartet hätte: dann schlugen sie blitzschnell zu und verschwanden wieder. Wurden sie rechtzeitig entdeckt oder erwies sich der Gegner als zu stark, zogen sie sich augenblicklich ins Buschwerk zurück, fanden sich weiter hinten wieder zusammen und probierten es anderswo.

Es war überaus schwierig, diese kleinen und beweglichen Trupps in dem unübersichtlichen Gewirr von Auwäldern, verschlammten Tümpeln, Büschen und vielfach verästelten Wasserläufen auszumachen und zum Kampf zu stellen.

Vor allem ging es der russischen Führung darum, die Pontonbrücke zu zerstören oder wenigstens so weit zu beschädigen, daß der Vormarsch der deutschen Verbände ins Stocken geriet. Es mußte unbedingt Zeit gewonnen werden, um die Sperr-Riegel an der Landenge von Perekop und Ischun stark ausbauen zu können. Sie armierten kleine Flöße mit starken Sprengladungen und ließen sie stromabwärts treiben; diese schwimmenden Sprengladungen sollten die Brücke in die Luft jagen oder wenigstens einzelne Brückenglieder aus ihren Verankerungen reißen.

Der Gedanke war nicht schlecht, aber die Sache klappte nicht nach Wunsch: die Flöße blieben entweder im

Ufergesträuch hängen, wurden von Pionieren aus dem Wasser gefischt und unschädlich gemacht, oder eigens aufgestellte Sturmbootkommandos fingen sie ab, entschärften und versenkten sie an Ort und Stelle.

Die russischen Störtrupps arbeiteten mit tausend Listen und bewundernswerten Tricks; sie ließen sich immer wieder etwas Neues einfallen und kamen auf die ausgefallensten Ideen.

»Wir haben wieder einmal das falsche Ende erwischt«, schimpfte der Gefreite Grotebrink wütend. Er gehörte einer Nachschubeinheit an, die den Großteil ihrer Fahrzeuge verloren hatte und deshalb als vorgeschobene Brückensicherung eingesetzt worden war.

Jetzt hockten die ehemaligen Fahrer und Beifahrer trübselig am Rande eines toten Dnjepr-Armes unter triefenden Uferweiden in feuchten Erdlöchern und wußten nicht einmal genau, wo vorn oder hinten war. Eine durch und durch unheimliche und mulmige Gegend!

»Die anderen fahren wie die großen Herren – und wir hocken hier in diesem Sumpfloch und warten stur darauf, daß uns die Bolschewiken die Schädel einschlagen oder die Hälse abschneiden!« polterte der Gefreite Grotebrink. »Von vorn, von hinten, von der Seite her.«

»Reg dich nicht auf!« redete ihm der Gefreite Landhus besänftigend zu. »Ewig wird das nicht dauern, auch das geht vorbei. Wenn erst das Korps nachkommt...«

»Hat sich was mit deinem Korps!« wettete Grotebrink gehässig. »Du glaubst auch alles. Das Korps! Wer garantiert uns dafür, daß der Haufen überhaupt noch nachkommt? Vielleicht haben sie ihn schon längst irgendwo abgefangen, herumgedreht und anderswohin geschickt. So etwas geht schnell. Und wir Armleuchter hängen in der Luft und sind ein gefundenes Fressen für den Heldenklau.« (Im Landserjargon der Kampfgruppenführer, der versprengte Gruppen und

Einzelgänger einfängt, zu Alarmeinheiten zusammenstellt und diese an bedrohten Punkten einsetzt.)

»Na, na...!« machte Landhus beruhigend.

Grotebrink wurde fuchsteufelswild und fauchte: »Wäre aber nicht das erstemal, sage ich dir. Mir kannst du es ruhig glauben, mir macht nämlich keiner mehr etwas vor, und überhaupt...«

Er brach mitten im Satz ab, duckte sich tiefer in sein Loch und legte den Sicherungsflügel des Karabiners um. Der verdutzte Landhus folgte der Richtung seiner Blicke – und verschwand gleichfalls blitzschnell von der Oberfläche.

Am jenseitigen Ufer des toten Dnjepr-Armes waren Gestalten aufgetaucht. Sie huschten geschäftig hin und her und suchten anscheinend etwas. Ein baumlanger Kerl richtete sich in voller Größe und herausfordernd auf und spähte durchs Glas herüber. Er spielte den Lockvogel.

Die Gestalten verschwanden wieder. Landhus kroch aus seinem Loch, robbte ein paar Meter ins Gebüsch, richtete sich auf und lief zum Nachbar-MG. Aber auch der Obergefreite Berlander hatte nicht geschlafen. Er lag hinter seinem gut getarnten Maschinengewehr und grinste: »Ein bißchen spät kommst du angewetzt, du Nachtwächter! Den anderen habe ich schon vor einer halben Stunde Bescheid sagen lassen.«

In diesem Augenblick tauchte der Lange wieder auf, und hinter ihm – im Gänsemarsch trotternd – ungefähr zwei Dutzend Männer in erdbraunen Kampfanzügen und mit runden Stahlhelmen, die dicht mit Laubzweigen besteckt waren. Je vier schleppten an Gabelstangen seltsame, kugelförmige Gebilde.

Weiter oben stiegen sie ins Wasser und begannen herüberzuwaten. Die schlammige Brühe reichte ihnen bis an die Brust, die seltsamen Kugeln pendelten an den Stangen hin und her. Zu beiden Seiten der Träger stapften Begleitmannschaften und hielten ihre Waffen – Sturmgewehre

und Leichte MG – hoch über ihre Köpfe. Am Ufer waren inzwischen zwei Maschinengewehre in Stellung gegangen, um der Gruppe notfalls Feuerschutz zu geben.

»Die haben eine Teufelei im Sinn«, raunte Berlander seinem Kameraden Landhus zu. »Ich fresse auf der Stelle einen Besen, wenn das nicht auf die Brücke zielt. Wenn's soweit ist, fange ich an und halte die MG nieder.«

Landhus huschte zu seinem Loch zurück.

Die Russen hatten inzwischen mehr als die Hälfte des Wasserarmes durchwatet. Für einige Augenblicke verschwanden sie hinter einer schwimmenden Grasinsel. Als sie wieder auftauchten, war ihr Anführer keine hundert Meter mehr vom Ufer entfernt. Das Keuchen der schwer schleppenden Träger war deutlich zu hören.

Der Schütze 2 hielt das Dreibein fest, und Berlander zog durch. Gleich die ersten Feuerstöße erwischten die Bedienungen der russischen MG; sie waren nicht einmal zum Schießen gekommen. Und schon hämmerte es auch rechts und links los; die Garben zischten in die Trägerkolonne und jagten sie auseinander. Der Rest ließ die Stangen sausen und strebte fluchtartig zurück. Was von der Begleitmannschaft noch aufrecht stand, erwiderte das Feuer. Aber nicht mehr lange.

Drüben blieb alles ruhig.

Der Obergefreite Berlander ließ das Buschwerk nicht aus den Augen. Nach einer Weile murmelte er kopfschüttelnd: »Ist das alles? Und haben sie wirklich bloß Bienenkörbe oder Riesen Kürbisse an den Stangen herumgeschleppt?«

Der Munitions-Unterroffizier, Oberfeldwebel Augustin, kam aufgeregt nach vorn. Inzwischen waren einige der seltsamen Kugeln ans Ufer getrieben worden. Der Oberfeldwebel riß die Augen auf. Das waren richtige Seeminen! Zwei oder drei davon, und eine neue Brücke wäre fällig gewesen.

»Plunder!« knurrte Grotebrink geringschätzig. »Wir haben die Wasserköpfe tüchtig benagelt, aber kein einziger ist

losgegangen.«

»Weil sie nicht scharfgemacht sind«, erklärte der Munitions-Unterroffizier. »Das war euer Glück, sonst könnte man euch jetzt stückchenweise von den Büschen pflücken. – Seht doch einmal nach: Irgendwo muß noch eine Kiste oder so etwas herumschwimmen.«

Die Kiste wurde gefunden; sie enthielt kurze, daumendicke Glasröhrchen. Jedes lag in einem eigenen Fach und war sorgfältig mit Holzwolle umwickelt. In jedem gluckerte eine wasserhelle Flüssigkeit. Von den Minen waren die bleiernen Stoßkontakte abgeschraubt und durch weiche Gummihörner ersetzt worden. Wenn so ein Horn irgendwo anstieß, zerbrach das darunter eingesetzte Glasröhrchen, die ausfließende Säure löste den Zündmechanismus aus – und die Himmelfahrt war perfekt.

Augustin schnaufte erregt: »Ihr ahnt wahrscheinlich gar nicht, was euch hier gelungen ist. Ein ganz dicker Hund! Das reicht zum EK und vielleicht sogar zu einem Sonderurlaub.«

Er lachte gutmütig. »Glottzt mich nicht so dämlich an! Schade, daß gerade keine Propagandakompanie in der Nähe ist; eure dummen Gesichter müßten sich in der Wochenschau großartig ausnehmen. – Zu was für einem Verein gehört ihr eigentlich?«

»Zur Nachschubkompanie 74, Herr Oberfeldwebel«, stotterte Grotebrink verdattert, »aber wir haben keine Fahrzeuge mehr.«

»Du lieber Himmel«, stöhnte Augustin, »und ausgerechnet euch gelingt so etwas! Da kann man bloß sagen: Den Seinen gibt's der Herr im Schlafe.«

Er blinzelte argwöhnisch.

»Eine höchst verdächtige Gegend, das hier! Und so knüppeldick kommt das Glück nicht zweimal hintereinander. Ich werde mit dem Chef reden, daß ihr abgelöst werdet. Das hier ist nämlich nichts für euch. Haltet inzwischen die Augen

offen, damit nicht noch im letzten Augenblick etwas passiert.«

Er verschwand im Buschwerk, und die Zweige schlugen hinter ihm zusammen.

»Sonderurlaub?« sagte der Gefreite Landhus fast andächtig. »Glaubst du ihm das, Heinrich? Vielleicht hat er uns bloß auf den Arm nehmen wollen.«

»Warum nicht?« brummte Grotebrink. »Wenn das wirklich Seeminen sind, haben wir wahrscheinlich die Brücke gerettet, und dann könnte es schon stimmen.«

Oberfeldwebel Augustin stutzte, verhielt und horchte. Aber es rührte sich nichts. Nur das Laubwerk raschelte im Winde, und drüben, wo die Pontonbrücke über den Strom führte, trommelten viele Hufe gegen hölzerne Bohlen. Nach einer Weile ging er weiter und brummte mißmutig: »Dieses verfluchte Wasserloch macht mit der Zeit die stärksten Nerven fertig; jetzt sehe ich sogar schon am hellichten Tage Gespenster. Höchste Eisenbahn, daß wir von hier verschwinden.«

Weiter hinten kam ihm eine Streife entgegen. Der Streifenführer musterte ihn scharf und fragte: »Da vorn hat es vorhin ganz schön geballert. Haben Sie eine Ahnung, wo das gewesen sein könnte?«

»Im Abschnitt 9, Herr Leutnant. Ist aber schon wieder erledigt. Eine Handvoll Russen ist durch einen Wasserarm gewatet. Mit Seeminen. Ganz dicke Brocken.«

»Seeminen?« fragte der Leutnant ungläubig. »Irren Sie nicht? Wir sind doch nicht auf hoher See.«

»Mit eigenen Augen gesehen, Herr Leutnant. Ich kenne mich aus, weil ich 1916/17 auf einem Minenräumboot Dienst gemacht habe. Richtige Seeminen sind es, sechs oder acht Stück, können aber keinen Schaden mehr anrichten.«

»Wer liegt vorn?«





»Sie werden sich wundern: Soldaten einer Nachschubkompanie. Man sollte so etwas nicht für möglich halten!«

»Klingt auch reichlich unwahrscheinlich, Oberfeld.« Er musterte den Munitions-Unterroffizier scharf. »Hier gibt es keine Ausnahme: Ihr Soldbuch und die Erkennungsmarke!«

Die anderen standen sprungbereit. Für den Oberfeldwebel war das nichts Neues.

Das Soldbuch und die E-Marke waren in Ordnung, trotzdem zögerte der Leutnant immer noch und zeigte sich mißtrauisch.

»Hier ist als Heimatadresse ›Tecklenburg‹ angegeben. Wo liegt das?«

»Bei Osnabrück? – Eine berühmte Stadt. Was für ein Fabeltier führt sie im Wappen?«

»Kein Tier, Herr Leutnant – ein Wagenrad.«

Der Streifenführer gab das Soldbuch und die E-Marke zurück. »Geht in Ordnung, Oberfeldwebel. Hier darf man niemanden trauen. Es treibt sich allerlei Gelichter in der Gegend herum; sogar Russen in deutschen Uniformen. – Haben Sie hier herum etwas Verdächtiges bemerkt?«

»Nichts, Herr Leutnant.«

\*

Zwischen dem Unterlauf des Dnjepr und dem Schwarzen Meer erstreckt sich die Nogaische Steppe, eine brettebene und wasserlose, von ausgetrockneten Flußbetten und steinigen Bachrinnen zerrissene, trostlose Landschaft. An die hundert Kilometer breit, ist sie in den heißen Sommermonaten ohne jedes Leben. Hier gibt es keinen Baum, keinen Strauch und fast keine Bodenerhebung; über dieser endlosen Weite zittert nur heiße Luft, und die dünnen Masten der anglo-iranischen Telegrafienleitung sind die einzige Abwechslung in dieser bedrückenden Eintönigkeit. Wenn das Steppengras blüht, kocht

der herbe Duft wie in einer riesigen Apothekerflasche.

Die Vorausabteilungen jagten südwärts. An der Spitze fuhr das verstärkte Kradschützenbataillon der »Leibstandarte Adolf Hitler«; dicht aufgeschlossen folgten die Kompanien der 22. und der 23. ID. unter Oberstleutnant Gössel und Major Putz.

Vom Gegner war weit und breit nichts zu sehen. Ganz so, als habe er sich in Luft aufgelöst. Radspuren von schweren und leichten Fahrzeugen in dem ausgedörrten Steppenboden, tiefe Gleiskettenrinnen, ausgefallene und zurückgelassene Wracks und weggeworfenes Gerät kennzeichneten den Rückzugsweg der sowjetischen Verbände.

Der Spähwagen des Sturmbannführers (Major) Herrlein fuhr ein höllisches Tempo, und die Fahrer der Kräder mußten gewaltig aufdrehen, wenn sie mitkommen wollten. Die tiefen Gleisspuren und Rillen machten ihnen schwer zu schaffen.

»Heut kann's der Alte wieder!« fluchte der Fahrer Gillnayer und raufte verzweifelt mit dem bockenden Lenker seiner schweren Maschine. »Der will, scheint's, noch heute bis Jalta oder Aluschta hinunter.«

»Warum auch nicht?« erwiderte sein Kamerad Borbe. Borbe lag bequem im Beiwagen, betrachtete sich die Landschaft und ließ sich schaukeln. Das MG hatte er – obwohl auf Einsatzfahrt streng verboten – mit Riemen festgeschnallt.

»Warum auch nicht?« wiederholte er und grinste. »Soll unsereiner immer nur in verlausten Dreckshütten herumliegen und halbreife Gurken fressen und Sonnenblumenkerne spucken? Ich habe nichts gegen ein weiches Bett in einer vornehmen Villa. Nur immer fest auf die Tube!«

»Knallkopp!« fauchte Gillnayer aufgebracht. »Auf uns warten sie wohl schon, ausgerechnet auf uns Schmierfinken. Und wenn mir das Luder die Arme ausreißt und koppheister geht, brauchen wir kein Bett mehr. Höchstens im Lazarett!«

Ein gefährlich schleudernder Kübelwagen überholte sie in waghalsiger Fahrt.

»Mensch!« staunte Borbe. »Der kann's ja noch besser als unser Chef. Wer ist denn der Heini?«

»Der Gössel«, brummte Gillnayer, »von der zweiundzwanzigsten. Ein feiner Kerl! Überall selber mit dabei und immer mittendrin. Der stirbt auch in keinem Bett. – Aber was ist denn das wieder? Hier stimmt etwas nicht. Mach die Spritze los, sonst setzt es was!«

Neben seinem Spähwagen stand Herrlein und musterte die Gegend durchs Glas. Weiter vorn lagen Kradschützen im verdorrten Gras und rauchten. Obwohl es noch früh am Morgen war, brannte eine glühende Sonne vom wolkenlosen Himmel. Gössels Kübelwagen hielt neben Herrlein an.

»Etwas los, Sturmbannführer?«

»Nichts Besonderes, Herr Oberstleutnant. Bloß unser Funkwagen hat eine Reifenpanne. Es geht gleich wieder weiter.«

»Hier kann man die Kilometer nur so auffädeln«, sagte Gössel. »Das ideale Panzer Gelände! Zu dumm, daß gerade wir keine...«

»Vorsicht!« unterbrach ihn jäh der Sturmbannführer. »Da hinten kommt etwas.«

Und da waren sie auch schon heran: Jäger vom Typ Il5. Im Tiefflug. Gefährliche Burschen. Sie donnerten über das Häuflein hinweg, zogen in einer Steilkurve hoch und kamen mit gesenkten Schnauzen angejagt. Bordwaffen hämmerten, und Mündungsflämmchen zuckten.

Mitten im zweiten Anflug drehten sie jedoch plötzlich nach Süden ab. Zwei Ketten Me 109 setzten ihnen nach, nahmen sie in die Zange und drängten sie nach Osten ab. Es wurde eine wilde Kurbelei. Die Russen waren auch nicht von vorgestern und wehrten sich ihrer Haut. Sie schmierten über die Tragflächen weg und versuchten sämtliche Kunststückchen, um den Gegner abzuschütteln. Die »Me« waren jedoch flinker.

»Tüchtige Burschen!« sagte Herrlein anerkennend. »Aber

wir müssen jetzt zusehen, daß wir dieses Nudelbrett hinter uns bringen. Vor Perekop wird es zwar auch nicht gerade gemütlich hergehen, aber vielleicht haben wir Glück, und es gelingt uns, mit Schwung durchzustoßen.«

»Glauben Sie, daß das nur so im Handstreich gehen wird?«

Herrlein zuckte mit den Schultern.

»Wer kann so etwas voraussagen? Versuchen müssen wir es allenfalls. Dieser Ansicht ist übrigens auch Ihr Oberbefehlshaber. Gefällt mir wirklich großartig. Mit ihm könnte es gehen.«

Ein Kradschütze kam von vorn zurück und meldete: »Feindwiderstand! Gegner hat sich in einem leeren Bachbett eingegraben. MG, schwere Granatwerfer und ein paar Panzer.«

»Wird keine ganze Armee sein«, brummte der Sturmabführer. »Gewiß nur ein schwaches Bremsmanöver. – Zug Lörrisch, vor! Ich fahre mit. Alles andere zieht nach.«

Er kletterte in seinen Spähwagen, jagte den Panzerjägern nach und setzte sich an die Spitze; die Kradschützen traten ihre Maschinen an und preschten hinterdrein. Es ging um eine seichte Bodensenke herum und dann schnurgerade nach Süden. Rechts und links war der Steppenboden aufgebrochen und mit kleinen Buckeln wie übersät: Minenfelder, überstürzt angelegt. Es war nicht genug Zeit gewesen. Vielleicht hatten die zurückflutenden Rotarmisten auch gehofft, die Deutschen würden bei Nacht und auf breiter Front nachstoßen.

Herrlein schmunzelte, und der Fahrer grinste. Aber das Schmunzeln und das Grinsen verging ihnen nur zu bald, denn gleich darauf krachte es dicht vor ihnen, und sie rumpelten in einen rauchenden Granattrichter. Heraus aus dem blechnen Sarg und in die nächste Deckung!

Einige hundert Meter von der Straße entfernt drängten sich ein paar armselige Katen zusammen, zwischen denen es blitzte: Panzerkanonen! Die Panzerjäger warfen Nebelkerzen, sprangen von den Fahrzeugen und brachten ihre Kanonen in

Stellung. Der Russe feuerte auf gut Glück in die Qualmwand hinein; er hatte sich auf die Straße eingeschossen und bepflasterte sie jetzt mit Sprenggranaten. Was zu kurz ging, wettete in ein Minenfeld und jagte Haufen von Tret- und Flatterminen hoch. Splitter surrten und jaulten, ein Geschütz wurde durch einen Volltreffer völlig zerlegt. Abgerissene Holme segelten durch die Luft und zerdroschen ein Fahrzeug.

Jetzt Schossen die deutschen Kanoniere. Die Katen fielen zusammen. Von Panzern nichts zu sehen. Ganz hinten zogen wehende Staubfahnen durch die Steppe. Untersturmführer (Leutnant) Kalmus meldete: »Fünf Tote und elf Verwundete; zwei Fahrzeuge und ein Geschütz Totalausfall.«

»Wer?«

»Scharführer (Unterfeldwebel) Prinz.«

»Alle tot?«

»Alle.«

»Zwei Sanitäter bleiben bei den Verwundeten, alles andere mir nach!«

Major Putz brauste mit seinem Haufen daher und gleich weiter; die Panzerjäger hängten sich an ihn an und überholten ihn. Auch die Vorausabteilung der 22. tat, was sie konnte. Gössels klappriger VW-Kübel war mit den Rädern mehr in der Luft als auf dem Boden, der Oberstleutnant wurde wild hin und her geschleudert und mußte sich mit beiden Händen festhalten.

Kurz vor dem Bachbett überholte der Spähwagen Herrleins. Am Straßenrand standen Kräder, die Schützen hatten sich weiter vorn eingegraben. Der Gegner lag im Bachbett in guter Deckung und hatte freies Schußfeld. MG ratterten und Granatwerfer ploppten. Die Russen riskierten gar nichts; sie behielten die Nasen vorsichtshalber unten und feuerten mehr aufs Geratewohl. Die Wirkung war auch danach.

»Das hier ist ein Witz«, brummte Herrlein. »Mit diesen Helden werden wir bald fertig sein. Und von so etwas hat sich der...« Der Satz blieb ihm im Halse stecken.

Starke Motoren heulten auf, und Raupenketten fingen an zu rasseln. Ganz rechts kamen vier moosgrün gestrichene Ungetüme aus dem Bachbett herausgeklettert, wie Elefanten aus der Suhle. Sie schüttelten sich und blieben unschlüssig stehen.

Herrlein traute seinen Augen nicht.

Die Pak feuerte. Die 3,7 war zwar ein wenig schwach auf der Brust, aber auf die geringe Entfernung und für die alten Panzer reichte es gerade noch. Zuerst zerdröschten die Kanoniere die Ketten, dann hielten sie zwischen die Stützrollen. Die Russen taten nichts. Möglicherweise hatten sie sich rechtzeitig abgesetzt, denn das Abwehrfeuer war plötzlich merklich schwächer geworden.

Die Schützenwagen der 2. Kompanie preschten bis an den Rand des tiefeingeschnittenen Bachbettes vor. Aus den Fahrzeugen heraus sprangen die Schützen mitten unter die Rotarmisten. Sehr zahlreich waren sie nicht mehr, denn viele von ihnen hatten das Weite gesucht.

Der Rest ließ die Gewehre fallen und streckte die Arme in die Höhe. Fast alle waren über die Fünfzig, müde, mit stumpfen Gesichtern und ausdruckslosen Augen.

Uchtyn war die nächste Ortschaft und lag an der Straße nach Perekop. Es bestand aus wenigen primitiven Hütten und war von seßhaft gewordenen Krimtataren bewohnt, die Schafzucht und etwas Ackerbau betrieben. Die Gruppe Leiser fuhr vorsichtig an die ersten Lehmhütten heran. Hier mußte man auf alles gefaßt sein.

Die Hütten waren verlassen. Ein paar magere Schafe standen herum, glotzten die Fremden neugierig an und trotteten schließlich blökend davon. Irgendwo kläffte ein Hund.

Plötzlich platzte das Strohdach einer Hütte auseinander, und Flammen loderten auf. Gleich darauf brannten drei oder vier. Schwarzer, weithin sichtbarer Qualm war das vereinbarte Zeichen für die sowjetischen Batterien, die hinter Perekop

standen. Und schon schlugen Granaten ins Dorf. Die Kradschützen waren jedoch schon durch, fuhren noch ein Stück weiter und gruben sich dann ein. Dem Untersturmführer Leiser hatte ein Splitter die linke Hüfte aufgerissen; die heftige Blutung ließ sich nicht stillen.

Ganz in der Nähe schlug eine Sprenggranate ein. Als sich der dickste Rauch verzogen hatte, sprang Oberscharführer (Feldwebel) Jockel auf, stürmte vor und brüllte:

»Alles hört auf mein Kommando! Auf, marsch marsch!«

\*

»So geht das nicht, meine Herren«, sagte Generaloberst Ritter von Schobert ungeduldig. »Diese Ruhe ist höchst verdächtig. Der Herrlein läßt nichts von sich hören, der Gössel und der Putz schweigen sich ebenfalls aus. Was geht da drunten eigentlich vor? Ich muß mir das selber einmal ansehen – Scharich, ist der Vogel einsatzbereit?«

»Jawohl, Herr Generaloberst!« meldete der Stabsfeldwebel. Sehr begeistert klang es allerdings nicht.

»Ich kann Ihnen leider nicht helfen«, brummte der Oberbefehlshaber und klemmte das Kartenbrett unter den Arm. »Es muß sein, und sehr weit geht es ja nicht.«

Fünfzehn Minuten später landete der Fieseler »Storch« in einem russischen Minenfeld und wurde in Fetzen gerissen.

Südwestlich der erbittert umkämpften Waldai-Höhen – zwischen Demjansk und Cholm – fuhrwerkte das deutsche LVI. Panzerkorps bei strömendem Regen herum. Es goß wie aus Kannen, die Fahrwege bestanden nur noch aus Schlammwannen und Morasttrögen und wurden von Stunde zu Stunde grundloser; alles drohte in klebrigem Brei zu versinken.

Die wenigen festen Straßen südlich des Ilmen-Sees reichten nicht aus, waren heillos verstopft und lagen überdies im Feuerbereich russischer Ferngeschütze und im Bombenhagel

sowjetischer Geschwader. Man konnte sich schon an den Fingern abzählen, wann hier – an der Flankenstellung des starken Moskauer Verteidigungsriegels – alles rettungslos festgefahren und unbeweglich sein würde.

General von Manstein und sein Stab saßen in einem klatschnassen Zelt. Melder kamen und gingen, und was sie brachten, klang nicht sehr erfreulich. Überall war man nahe am Versinken, und der ganze Gefechtsstand drohte davonzuschwimmen. Und es regnete und regnete...

Gegen 20 Uhr rasselte das Telefon. Am anderen Ende war der Oberbefehlshaber der 16. Armee. Er redete nicht lange herum.

»Lieber Manstein, soeben ist ein Funkspruch aus dem Führerhauptquartier gekommen: Sie übernehmen sofort die 11. Armee. – Haben Sie gut verstanden?«

»Ich habe verstanden, Herr Generaloberst!«

»Schön. Vor ein paar Stunden ist nämlich Schobert tödlich verunglückt. Irgendwo da drunten, am äußersten rechten Flügel der Heeresgruppe Süd. Sehen Sie also zu, daß Sie so rasch wie möglich nach Nikolajew kommen und den verwaisten Haufen übernehmen. Sie wissen ja, worum es geht und was alles davon abhängt. Ganz leicht wird's nicht sein, aber Sie werden die Sache schon hinkriegen. Also: Hals- und Beinbruch, lieber Manstein! – Ende.«

\*

Zwischen dem Festland und der Halbinsel Krim erstreckt sich der »Siwasch«, das »Faule Meer«. Dieser Salzsumpf ist unbegehrbar und kann auch nicht mit Booten oder Flößen befahren werden. Es gibt lediglich drei Übergänge: Die ungefähr 7 Kilometer breite Landenge bei Perekop, ein schmaler Zugang bei Salkowo, den auch die Eisenbahnlinie benutzt, und schließlich eine nur wenige hundert Meter breite



Landbrücke in der Nähe von Genitschesk, eine Art Damm, der den Salzsumpf vom Asowschen Meer trennt und zur Halbinsel Kertsch führt.

Für größere militärische Operationen konnte nur die Perekoper Landenge in Betracht kommen. Das war schon vor fünfhundert Jahren so.

Damals – zur Zeit der Türkenherrschaft – entstand der »Tatarengraben«. Er durchschnitt die Landenge von einem Ende zum anderen, war stellenweise bis zu 15 Meter tief und sperrte so die Krim vom Festland ab. Schon damals war von dort her nur selten etwas Gutes gekommen.

Ein halbes Jahrtausend später wurde der verfallene Graben wieder aktuell. Vertieft und ausgebaut, bildete er schließlich das Herzstück und Rückgrat eines gigantischen Befestigungssystems. Dieser Sperr-Riegel konnte nie umgangen werden, weil er vom Salzsumpf bis zur Küste des Schwarzen Meeres reichte; er war tief gestaffelt und mit einer Unzahl von Bunkern, meisterhaft getarnten Geschützständen, Flammenwerfern mit Fernzündung, Minenfeldern und verdeckten Panzerfallen gespickt. Wer gewaltsam zur Krim vordringen wollte, mußte sich durch eine mehrfache Hölle hindurchbeißen.

Die sowjetische Führung wußte genau, was der Verlust der Halbinsel für sie bedeuten würde, und hatte sich hier entsprechend eingerichtet. Schon vor Perekop bekamen die stürmenden Kradschützen eine Kostprobe von dem, was sie zu erwarten hatten. Aus gut gedeckten Gräben und Schützenlöchern schlug ihnen ein Feuerhagel aus Sturmgewehren und schweren MG entgegen.

Das war ihnen nichts Neues; sie gruben sich also ein und warteten vorerst einmal ab. Obwohl die russischen Gräben zum Greifen nahe vor ihnen lagen, ließ sich im Augenblick nicht viel machen; es wäre Wahnsinn gewesen, über das völlig deckungslose Gelände gegen sie anzurennen. Links von ihnen

und fast in gleicher Höhe lagen die Vorausabteilungen Gössel und Putz mit der Nase im Dreck. Sie durften nicht einmal mit den Ohren wackeln, denn drüben lauerten Scharfschützen mit verdammt guten Augen.

Die Russen probierten es mit Granatwerfern. Jetzt kam der Segen von oben, und es gab keine Deckung. Da und dort erwischte es einen, und Rufe nach Sanitätern wurden laut. Aber auch die waren wie festgenagelt und durften sich nicht sehen lassen.

»Wo bleibt bloß unsere Ari?« keuchte der Rottenführer Glass. »Warum zerdrischt sie das Saunest nicht? Sollen wir hier verrecken?«

»Das verstehst du nicht«<sub>s</sub> spöttelte sein Nebenmann gehässig. »Die Brüder haben keine Zeit, müssen wahrscheinlich Salut schießen für den neuen General.«

Spaten klirrten und scharrtten; die Schützen machten ihre Deckungsmulden tiefer.

Grass wollte etwas sagen, aber er kam nicht dazu. Sein Mund blieb vor Erstaunen weit offen: In toller Fahrt kam ein Spähwagen herangefegt und zerrte eine 3,7-Pak hinter sich her. Er schwenkte auf freiem Feld, stand jetzt verkehrt, und Maschinengewehre begannen zu rattern. Noch ehe sich die verdutzten Rotarmisten fassen konnten, feuerte die Pak, und ihre Sprenggranaten knallten in die Gräben und Löcher.

Jockels Brüllen riß die Kradschützen hoch. Der Oberscharführer stieß den Arm in die Luft und hetzte auf die Gräben des Gegners zu. Die Kradschützen rappelten sich auf und rannten ihm nach. Als die Russen endlich zum Schießen kamen, war es zu spät. Handgranaten flogen in die Löcher.

Die Rotarmisten wehrten sich tapfer, wurden jedoch geworfen; einzelne konnten sich absetzen und verschwanden im Dorf. Die Züge Knüll und Wagner setzten ihnen nach, mußten jedoch umkehren, um die Gruppe Grass herauszuhauen, die in einen Hinterhalt geraten war und jetzt

auf dem letzten Loch pfiß. Ähnlich war es drüben bei Untersturmführer Lochner.

Sturmbannführer Herrlein und Oberscharführer Jockel drangen in die Ortschaft ein. Das Nest war leer. Die beiden sprangen von Haus zu Haus und arbeiteten sich bis an den Südrand vor.

Herrlein kletterte auf das Dach eines Geräteschuppens und hatte plötzlich den ganzen Zauber vor sich liegen. Er brauchte nicht einmal ein Glas, um es zu sehen: Panzerfallen, Drahthindernisse, gestaffelte Bunker, Geschützstellungen, raffiniert ausgebaut und tief, unglaublich tief...

Drüben brüllte es auf. Granaten schlugen ins Dorf, wetterten in das Vorgelände hinein und pflügten es um: Russische Geschütze schossen Sperrfeuer, um ihre zurückgehenden Kameraden zu decken.

Der Sturmbannführer kam wieder herabgerutscht.

»Nichts zu machen«, sagte er. »Für das, was sich da drüben tut, sind wir zu schwach. Wenn wir noch lange hier liegenbleiben, bleibt kein Knopf von uns übrig.«

Er brannte sich eine Zigarette an.

»Wir gehen zurück, Jockel, so rasch wie möglich zurück. Hier kann nur ein ganz schwerer Hammer etwas ausrichten: Die Verwundeten werden mitgenommen. – Los!«

Die Russen konzentrierten das Feuer auf das Vorgelände. Es ging jetzt darum, dem zu weit vorgeprellten Gegner den Rückzug abzuschneiden und ihn zusammenzuschießen. Die Spitze war am übelsten dran; sie lag weit vorn und hatte den weitesten Weg. Die Kräder mußten erst einmal nach vorn gebracht werden. Die Fahrer hielten stur in den Feuervorhang hinein, torkelten zwischen krachenden Einschlägen und aufstiebenden Qualm- und Dreckfontänen herum und holten ihre Kameraden ab. Anders wäre das nicht zu machen gewesen. Dazu brachten sie noch Verwundete und Tote zurück.

Solange Nebelkerzen vorhanden waren, ging es noch

einigermaßen, aber dann kurvten die Kräder in hellem Sonnenschein vor der Nase des Gegners herum. Ganz zum Schluß preschten Herrlein und Jockel noch einmal vor und brachten den schwerverletzten Hollbusch und die Sanitäter Krebs und Wagenseil in Sicherheit. Als sie glücklich durch waren, wunderten sie sich selbst, daß sie noch lebten.

In der Ausgangsstellung traf der Sturmbannführer auf Major Putz. Er hatte fast die Hälfte seiner Leute verloren und war dem Heulen nahe. Auch Oberstleutnant Gössel kam zurück. Sein Gesicht war kalkweiß, und seine Augen flackerten. Er, der fanatische Alkoholgegner, bat um einen Schluck Schnaps und goß den Inhalt eines randvoll gefüllten Feldbechers in einem Zug hinunter. Niemand wagte zu fragen, wie es um seinen Haufen stehe. Der Ausdruck seines Gesichtes sagte alles.

\*

Eine gespannte Fahrkolonne zockelte durch die Nacht. Die Gäule dösten im Gehen, Räder krachten, und Riemenzeug knirschte. Berislaw und der Dnjepr lagen weit hinter ihnen, und die Steppe wollte kein Ende nehmen. Fahrer und Beifahrer hockten verschlafen auf ihren Kutschböcken und gähnten. Sie mußten sich ganz nahe am Waldrand halten, denn alle fingerlang wurden sie von schnellen Verbänden überholt: Kräder, Kübelwagen, Lkw, Flak, Schützenpanzer und Artillerie hatten es eilig und strebten nach vorn. Das alles huschte geisterhaft an ihnen vorüber und verschwand im Dunkeln. Dann kam wieder eine Weile nichts.

Der Obergefreite Schandauer klopfte seine Pfeife auf der Kante des Fußbrettes aus und brummte mißmutig: »Jetzt liegen sie daheim in den Betten, wie sich das für ordentliche Christenmenschen gehört – und wir fuhrwerken hier in dieser Einöde herum. Wie die Zigeuner. Was haben wir überhaupt in diesem Land zu suchen? Was geht uns der Sandhaufen an?«

»Was wir hier suchen?« erwiderte der Gefreite Kolander achselzuckend. »Das mußt du schon einen Gescheiteren fragen. Mir ist es gleich, ob ich daheim im Tagwerk schufteten muß oder sonstwo in der Welt; unsereinem fliegen nirgends die gebratenen Tauben ins Maul. Und solange ich faul auf einem Karren sitzen kann und gefahren werde, muß ich nichts anderes tun.« Er spuckte aus.

»Mir gefällt's hier ganz gut. Bloß an Wirtshäusern fehlt's, das muß ich zugeben. In diesem Punkt sind die Bolschewiken weit hinter uns zurück.«

Schandauer maß ihn verächtlich.

»Natürlich – du! Für einen wie du ist überall das Bett gerichtet. Aber ich habe einen Hof daheim, und der macht mir Sorgen.«

Vorn stockte es. Eine Zeitlang geschah nichts, dann ging es schrittweise weiter.

»Was ist denn das wieder?« ärgerte sich der Obergefreite. »Was für einen Zirkus führen sie jetzt wieder auf? Die einen fahren geradeaus, andere wieder schwenken ab und halten in die Steppe hinein.«

»Mir ist das piepegal, wohin sie uns schicken«, brummte Kolander und gähnte herzhaft. »Die Hauptsache, Verpflegung und Marketenderwaren kommen richtig nach.«

Plötzlich aber reckte auch er den Hals und wurde lebendig. »Unsere Freunde von der Feldpolizei sind auch da! Und wie sie sich in Stücke reißen! Die müssen sie rein per Post vorausgeschickt haben.«

Abgeblendete Taschenlampen, blitzten kurz auf, und Kettenschilder funkelten. Das alte Lied: »Welche Division? Regiment? Dienstausweis? Marschbefehl? – Himmelherrgott, ihr Tippelbrüder, wißt ihr denn nicht einmal, zu welchem Haufen ihr gehört und wohin ihr eigentlich wollt? Wenn ihr noch einen oder zwei Kilometer so verschlafen weiter latscht, kassiert euch der Iwan wie eine Hammelherde.«

Das waren die Einweiser. Sie hatten es weiß Gott nicht leicht, denn hier – mitten in der Nogaischen Steppe und noch dazu bei Nacht – war es eine schweißtreibende Arbeit, wenigstens einigermaßen Ordnung in das Durcheinander zu bringen und jede einzelne Marschgruppe, jedes Fahrzeug dahin zu dirigieren, wohin sie gehörten und wo sie erwartet wurden.

Hier war alles beisammen und wie Kraut und Rüben durcheinander: Teile der »Leibstandarte«, des XXXXIX. Gebirgskorps und verschiedener zugeteilter Verbände. Die Landfront verlief zwischen Nikopol und Melitopol und hatte die Aufgabe, die Ostflanke der deutschen 11. Armee gegen Überraschungen abzusichern.

Dazwischen pendelten immer wieder kleine Rudel seltsamer Gestalten herum. Sie kamen mitunter auf regelrechten Zigeunerfuhrwerken daher, verstanden kein Wort Deutsch, warfen mit wilden Blicken um sich und zeigten sich stur wie Panzer. In ihren erdfarbenen Uniformen sahen sie Russen zum Verwechseln ähnlich. Besonders im Finsternen. Sie gehörten zur rumänischen 3. Armee und wurden in Bausch und Bogen in die Steppe hinausgeschickt.

Die Fahrkolonne und eine Kompanie Kradschützen fuhren nach Süden weiter. Die Kradschützen drehten mächtig auf und waren bald nicht mehr zu sehen. Jetzt trottete der schwerfällige Wagenzug wieder mutterseelenallein durch die Steppe und bewegte sich auf die Küste zu. Nach ungefähr zwei Stunden stießen sie auf eine rastende Batterie Infanteriegeschütze, die Gäule hatten ihre Futtersäcke umgehängt.

»Eine verfluchte Schinderei ist das!« wettete der Wachtmeister. »Im Viererzug durch nichts als Sand und Gras und Dreck. Und dabei soll man womöglich noch fliegen. Schaut euch das Viehzeug einmal an! Das Herz dreht sich einem im Leibe herum.«

»Wir haben eben Krieg«, sagte ein forscher Unteroffizier, »und im Krieg wird jedem viel abverlangt.«

Der Wachtmeister guckte den begeisterten Jüngling verdutzt an, machte kehrt und ging auf die andere Seite hinüber.

»Diesen jungen Spritzern ist nicht zu helfen«, sagte er zu einem Fahrkanonier, »denen müssen erst einmal die Eisen abgerissen werden. Dann pfeifen sie gleich ganz andere Töne.«

Hoch über ihnen wanderte ein winziges Sternchen am Himmel dahin, mitten durch alle anderen hindurch und beharrlich auf ein fernes Ziel zu. Man mußte scharf hinsehen, wenn man es überhaupt wahrnehmen wollte. Es waren die Auspuffflammen eines russischen Aufklärers. Plötzlich rieselten dünne Lichtfäden herab, und dann wurde es taghell.

»Macht freundliche Gesichter, Kinder!« sagte der Wachtmeister grimmig. »Wir werden jetzt fotografiert. Für Väterchen Stalins Familienalbum. Der fremde Herr Unteroffizier soll sich ganz vorn hinstellen.«

Die Leuchtkugeln an ihren Fallschirmchen brannten eine Ewigkeit; aufreizend langsam schwebten sie hernieder, und jeder Grashalm, jeder Strunk warf einen dicken, schwarzen Schatten. Als die Festbeleuchtung endlich erlosch, waren alle wie blind.

Von Westen her näherte sich dumpfes Hufgetrampel. Ein kleiner Trupp Reiter fegte im Galopp heran, überquerte die Straße und jagte weiter.

»Rumänische Kavallerie«, stieß der Unteroffizier aufgeregt hervor. »Die legen ein Tempo hin!«

»Denkste bloß«, grinste der Wachtmeister spöttisch. »Das waren nämlich waschechte Russen. Wahrscheinlich Späher, die sich verfranzt haben, wenn sie nicht...«

Da krachte es schon, und die Steppe sprühte von Feuerpilzen: Die Reiter waren in ein Minenfeld hineingeraten. Gleich darauf kam ein lediger Gaul auf drei Beinen herangehinkt und drängte sich zitternd an die Zugtiere des zweiten Geschützes.

»Ein Prachtkerl!« sagte der Wachtmeister. »Jammerschade

um ihn. Den hat kein gewöhnlicher Roßknecht geritten.«

Er zog die Pistole aus der Halfter. »Nichts mehr zu machen.« Er setzte die Laufmündung hinter das linke Ohr des Tieres und drückte ab.

»Und jetzt machen wir Gepäckrevision. Vielleicht hat der etwas Interessantes mitgebracht.«

Aus der linken Satteltasche kamen Zigaretten, ein paar Konservendosen, zwei Feldflaschen mit Wodka und ein halber Riegel Schwarzbrot zum Vorschein; in der rechten steckten ein Kartenbrett, eine Karten-Skizze mit Vermerken und ein dickes Bündel Papierkram.

Als ein kleiner Mercedes herangehüpft kam, der von einem Schweif Kräder begleitet wurde, winkte ihn der Wachtmeister zur Seite. Neben dem Fahrer saß ein älterer Oberstleutnant. Er knipste seine Taschenlampe an und blätterte flüchtig in den Papieren, die ihm ohne Kommentar in den Wagen gereicht worden waren. Plötzlich stutzte er, sah überrascht auf und sagte:

»Wachtmeister, Sie haben da einen guten Fang gemacht. Wenn das keine russische Finte ist, kann es uns weiterhelfen. Melden Sie sich gelegentlich bei mir: Korps Haunswald. – Wiedersehen!«

Der Mercedes ruckte an, und das Geleit brauste weiter.

»Hoffentlich waren das nicht Russen in deutschen Uniformen«, bibberte der Unteroffizier aufgeregt. »Es kommt viel vor, und in den Tagesbefehlen wird immer wieder zu besonderer Vorsicht ermahnt.«

»Sie haben notorisches Pech, mein Lieber«, schmunzelte der Wachtmeister. »Das war nämlich der Graf Scheubach, der Ic unseres Korps. In Polen war er mein Batteriechef, der hat mich bloß im Finsternen nicht gleich erkannt.«

\*



General von Haunswald zeigte seinem Stabschef ein Blatt Papier. Es war der Funkspruch des Sturmbannführers Herrlein: »Handstreich auf Perekop unmöglich. Habe mich abgesetzt. Ausfälle bedeutend, auch bei Gössel und Putz. Erbitte dringend Verstärkung.«

»So ähnlich habe ich mir das vorgestellt«, brummte Generalleutnant Stube. »Und wenn der Herrlein so etwas sagt, muß es schon ganz wild hergegangen sein.«

Der Korpskommandeur nickte. »Eine richtige Fehlzündung; wirft uns ein tüchtiges Stück zurück.«

»Eine Schnapsidee ist das gewesen!« polterte Stube los. »Alles auf einmal, das geht nun einmal nicht. Die Krim und Rostow und dann vielleicht sonst noch was, und alles bloß mit einer Handvoll Leute... So dumm ist der Russe nicht.«

»Sie werden sich eines Tages um Kopf und Kragen reden, Herr Stube, und dann wird Ihnen kein Herrgott mehr helfen können.«

General von Haunswald goß zwei Gläser voll.

»Spülen Sie erst einmal Ihren Ärger hinunter, dann können wir weiterreden.«

»Nicht übel«, sagte Stube anerkennend, »der hat's in sich! Könnte Tote wieder zum Leben erwecken.«

»Die Herren von der Gegenseite leben nicht schlecht.«

»Aha! Also aus Beutebeständen? Kann man sich gefallen lassen.«

Er betrachtete das geleerte Glas nachdenklich. »Man müßte einmal mit diesem Herrlein reden.«

Er stellte das Glas mit einem Ruck auf die Tischplatte.

»Vielleicht haben er, der Gössel oder der Putz Gefangene gemacht, und man könnte aus ihnen herauskriegen, was für Köche in der Perekoper Küche mitmischen. Wir hätten es dann etwas leichter.«

»Das dürfte inzwischen Scheubach besorgt haben. Darauf versteht er sich großartig.«

Das Telefon summt. General von Haunswald hob ab. Auf seinem Gesicht zeichnete sich Überraschung ab. Als er wieder aufgelegt hatte, sah er seinen Stabchef vieldeutig an und sagte: »Wissen Sie, wer der neue Oberbefehlshaber ist? Zerschlagen Sie sich nicht den Kopf. – Manstein.«

Stube wiegte den Kopf. »Manstein?« – Nicht schlecht, Herr General, gar nicht schlecht! Wenn der...«

Oberstleutnant Scheubach platzte wie eine Bombe herein. In der einen Hand schwenkte er einen Meldeblock, in der anderen ein Bündel Papiere, und unter den Arm hatte er ein Kartenbrett geklemmt. Der rote Stern leuchtete giftig.

»Melde mich gehorsamst zurück, Herr General. Jetzt wissen wir's, hier habe ich es schriftlich.«

»Was denn?«

»Wer in der Perekoper Landenge drin steckt und mit wem wir es sonst zu tun haben. – Nämlich mit der sowjetischen 156. Schützendivision. Und die gehört – jetzt kommt die große Überraschung, meine Herren! – die gehört zur 51. Armee.«

Seine Augen leuchteten triumphierend. »Na, und was sagen die Herren dazu?«

»Also General Kusnezow«, stellte der Korpskommandeur ruhig fest. »Ein harter Gegner. Wir werden uns auf allerlei gefaßt machen müssen. – Der Herrlein hat also Gefangene gemacht?«

»Nein, Herr General. Auch Gössel und Putz nicht. Sehen überhaupt ziemlich gerupft aus. Der Angriff ist schon vor den Sicherungen zusammengebrochen. Der Russe ist außerordentlich stark und gut vorbereitet.«

»Woher haben Sie dann dieses Material?«

»Das hat in der Satteltasche eines russischen Offizierspferdes gesteckt. – Keine vierzig Kilometer von hier. Unfaßbar, daß man auf Feindritt so etwas Wichtiges mitnehmen kann!«

»Nana«, brummte Stube, »das kann jedem passieren.«

General von Haunswald entschied: »Seht euch das Zeug gründlich durch, und dann zur Armee damit! Am besten mit dem ›Storch‹.«

Stube schnitt eine Grimasse. »Wenn Sie mich fragen: Gegen ›Störche‹ habe ich eine Abneigung. Lieber reite ich auf einer alten Kuh.«

»Sie müssen ja nicht«, schmunzelte der Korpskommandeur.

Das Telefon summte schon wieder. Dieses Gespräch war sehr kurz.

»Kommandeurbesprechung beim neuen Oberbefehlshaber. Sofort! Ich nehme das Material gleich mit. Herr Stube, übernehmen Sie inzwischen den Laden.«

»Donnerwetter«, knurrte der Stabschef, »dieser Manstein geht aber scharf ran!«

\*

In der Nacht vom 23. auf den 24. September bezogen Sturmpioniere und Schützen die Ausgangsstellungen vor der Perekoper Landenge. In kleinen Gruppen robbten sie vor und gruben sich ein. Sie mußten so schnell wie möglich in die Erde verschwinden, denn Schwärme von Jägern und Schlachtfliegern beherrschten den Luftraum und knallten auf alles, was sich irgendwo bewegte.

Das war neu, daran mußte sich der deutsche Landser erst einmal gewöhnen. Jeder wirkte wie ein gelernter Erdarbeiter, und die Spaten kamen zu hohen Ehren. Die Nacht war sternklar, und kein Lüftchen regte sich.

In der vordersten Linie hatte sich Oberleutnant Nausch ein tiefes Loch gegraben, einige Schritte rechts von ihm kauerte ein Artilleriebeobachter hinter seinem Scherenfernrohr. Im Okular standen die Hütten von Perekop, unwahrscheinlich nahe herangerückt, ohne Dächer und mit zerschossenen, nackten Kaminstümpfen. Davor das Gewirr der Drahthindernisse, der

spanischen Reiter und die Minenfelder.

Links wirkte der junge Fähnrich Möbius im Schweiß seines Angesichts, kam jedoch nicht weiter. Der Fähnrich hatte bisher noch keine Kugel pfeifen gehört; er war erst vor drei Tagen von einem Lehrgang gekommen und sollte hier seine Frontbewährung ableisten. Er war zwar guten Willens und voll Eifer, hatte jedoch keine Ahnung davon, wie man sich in einer solchen Lage zu verhalten hat. Was er an theoretischen Weisheiten mitbrachte, hätte er ruhig unterwegs verlieren können.

Der Fähnrich grub und grub. Der ausgedörrte Steppenboden war mit Graswurzelgeflecht durchwachsen und zäh wie Gummi. In seiner Verzweiflung richtete sich Möbius schließlich auf und nahm den Fuß zu Hilfe. Wie ein Gärtner, der ein Kohlbeet umsticht. Doch hier war das reiner Selbstmord.

»Hinlegen!« zischelte der Oberleutnant. »Sofort hinlegen!«

Der Fähnrich erschrak, klappte wie ein Taschenmesser zusammen und lag schon flach auf dem Boden. Ein Maschinengewehr hämmerte; die Garben waren jedoch nur auf gut Glück hingestreut und richteten keinen Schaden an. An des Fähnrichs Wange zischte etwas Heißes vorüber und bohrte sich in den Rasen; beißender Gestank nach verbranntem Phosphor stieg auf. Da stemmte sich der Obergefreite Hebeloh aus seinem Loch und kroch zu Möbius hinüber.

»Das ist ganz hübsch knapp gewesen, Herr Fähnrich«, brummte er und sog schnuppernd die Luft ein. »Lassen Sie mich mal machen, ich werde das gleich haben.«

Hebeloh arbeitete nahezu geräuschlos und fast ohne sich zu bewegen. Der Fähnrich staunte, in welch kurzer Zeit ein tiefes Loch zustande gekommen war.

»Und jetzt nichts wie 'rein und sich ganz dünne gemacht! Ein richtiges Federbett ist freilich bequemer, aber darauf wird nicht geschossen.«

Als er zu seinem Loch zurückkroch, mußte er an dem des Kompanieführers vorbei. Oberleutnant Nausch rief ihn an, daraufhin glitt der Obergefreite in das Zwei-Mann-Loch. Der zweite Platz gehörte eigentlich dem Melder, aber der war gerade unterwegs.

Nausch schätzte den Obergefreiten Hebeloh hoch ein; er hatte eine Art von sechstem Sinn und eine feine Witterung für jegliche Gefahr.

Der Melder kam zurück und nahm seinen Platz wieder ein. Hebeloh kroch zu seinem Loch hinüber.

»Wie ist die Stimmung?« erkundigte sich der Kompanieführer.

»Dreckig«, grunzte der Gefreite. »Jeder hockt springgiftig in seiner Höhle, weil nicht einmal geraucht werden darf. Wie soll's da anders sein?«

»Und sonst haben die Leute keine Schmerzen?«

»Hat keiner was gesagt, Herr Oberleutnant.«

»Und wie macht sich der Ersatz?«

»Teils, teils. Hören sich an, was die andern reden, und bringen vor Staunen die Mäuler nicht zu.«

\*

Oberst Wiechart schlief in voller Uniform. Neben dem Feldbett klaffte ein schmaler und tiefer Splitterschutzgraben. Wer an dieser Steppenfront überleben wollte, mußte in die Erde hinein. Der deutsche Landser war zur Wühlmaus geworden und verkroch sich. Die Zeiten hatten sich geändert. Als die Plane am Zelteingang zurückgeschlagen wurde, fuhr der Oberst auf und war augenblicklich hellwach.

»Sind Sie's, Brink?«

»Jawohl, Herr Oberst!«

»Und was bringen Sie?«

»Kommandeursbesprechung – beim Stab. Sofort. Es ist

höchste Alarmbereitschaft angeordnet. Habe schon alles Nötige veranlaßt.«

Oberst Wiechart fuhr fluchend in seine Stiefel. »Was, zum Teufel, ist denn jetzt wieder los?«

Der Adjutant zögerte.

»Ich weiß nicht... Offiziell ist es nicht. Ich habe es bloß so unter der Hand, von den Funkern.«

»Dann wird's schon stimmen: Funker wissen immer mehr. Nur heraus damit!«

»Angeblich soll das Korps herausgezogen und bei Ischun angesetzt werden. Dort liegen...«

»Licht aus!« brüllten draußen die Posten.

Flugzeugmotoren brummt in großer Höhe. Sie brummt fast jede Nacht. Manchmal riß die Nervensäge stundenlang nicht ab.

Der Oberst fluchte lästerlich. Im Finstern war er verkehrt in die Stiefel hineingefahren und plagte sich jetzt schnaufend damit ab, sie wieder herunterzukriegen. Draußen rannte alles aufgeregt herum. Die Flak rührte keinen Finger. Sie hatte Schießverbot.

Der Stab des Gebirgskorps war in einem stinkenden Schafstall untergebracht. Der Stabschef machte es kurz.

»Wir haben einen Nachtmarsch vor uns, meine Herren. Vor Ischun geht es nicht weiter. Wir müssen ein wenig nachhelfen. Rumänische Brigaden übernehmen unseren Abschnitt. Sind schon im Anrücken. Der Russe darf nichts merken, sonst ist hier gleich die Hölle los.«

Er senkte die Stimme.

»Die ›Leibstandarte‹ macht ebenfalls mit. Es muß also da unten hart auf hart gehen. Uns kann das nur recht sein. Wenn Panzer in der Nähe sind, tut man sich wesentlich leichter. Die ersten Marschgruppen rollen schon. Wir schließen uns an. Marschiert wird, wie es eben geht; die Hauptsache ist, daß es rasch geht. Für Flankenschutz sorgt jeder Einheitsführer selbst.

Das klingt zwar reichlich komisch, aber ich habe das nicht erfunden. Notfalls müssen die Herren eben improvisieren. Das wäre alles. – Hat noch einer eine Frage?»

Keiner hatte eine Frage. Jetzt nicht mehr.

\*

Ein grauer Wurm kroch durch die Steppe. Querfeldein, mit Mann und Roß und Wagen. Es war kurz vor Mitternacht. Die ersten Marschgruppen waren schon weit voraus. Motoren dröhnten und Gleisketten rasselten. In eine Staubwolke gehüllt, überholten Panzerungetüme, Panzerjäger, Spähwagen, Artillerie, Pak und Flak die marschierenden Kolonnen und verschwanden im Dunkel. Die Fahrer standen auf den Gaspedalen. Jeder von ihnen wußte es: Bis Armjansk zog sich der Weg. Und in der Steppe von sowjetischen Schlachtfliegern angegriffen und benagelt zu werden, war alles andere als ein reines Vergnügen.

»Die flitzen nur so dahin, und wir dürfen latschen«, meuterte der Gefreite Übelklein. »Ist das vielleicht gerecht?«

»Du hast immer etwas«, erwiderte sein Nebenmann. »Die gehören eben zur ›Leibstandarte‹. Da hat unsereiner nichts zu melden.«

»Ich bin ihnen nicht neidisch. Lieber bleibe ich klein und häßlich und latsche hinter dem Krieg her.«

»Ich lasse mir viel einreden«, grübelte der Obergefreite Kalimann, während sie durch die endlose Steppe tippelten, »aber wozu in einer Gegend, die so flach wie ein Nudelbrett ist, ausgerechnet ein Gebirgskorps gebraucht wird, darauf werde ich in meinem ganzen Leben nicht kommen. – Verstehst vielleicht du das, Sorgenweit?«

»Nee«, brummte der Obergefreite gelassen. »Ist mir auch egal. Wo keine Berge sind, kann man von keinem herunterfallen. Ich werde schon immer schwindlig, wenn ich

auf einem Misthaufen stehe.«

»Wie bist du dann zu den Gebirgsjägern gekommen?«

»Weiß ich nicht. Beim Barras ist das einmal so: Kraftfahrer schinden Gäule zu Tode, weil sie nichts von dem Geschäft verstehen, und Leute, die bei Rössern aufgewachsen sind, ruinieren Kraftwagen am laufenden Band und sorgen für Schrott. Bei den Russen wird das nicht viel anders sein, denke ich. – Hast du schon einmal einen Berg gesehen?«

Alle lachten und trotteten weiter. Keiner wußte, was ihnen bevorstand: Assis und Ischun, die zerklüfteten Schluchten und schroffen Hänge des wilden Jaila-Gebirges, der Sprung über die Meerenge hinweg, das gefährliche Kubangebiet und – falls sie viel Glück hatten und das alles überstanden – der Kaukasus.

Es war gut, daß man nicht alles zuvor wußte. Ganze Regimenter wären glatt verrückt geworden. Wenn man mitten in der Mühle drinsteckte, ging es schon irgendwie – oder es kam plötzlich alles ganz anders. Wer sich grundsätzlich über nichts Gedanken machte und sich treiben ließ, lebte leichter. Aber nicht jeder konnte das.

Hin und wieder knatterte Gewehrfeuer oder hämmerte ein MG. Kaum jemand wendete den Kopf und sah hin. Solche Belanglosigkeiten regten niemanden mehr auf. Das Geballere galt zumeist russischen Reitertrupps oder Spähern, die gelegentlich gespenstergleich auftauchten und gleich wieder davontoben. Und der graue Heerwurm kroch unermüdlich weiter. Bespannte Kolonnen, motorisierte Kolonnen, marschierende Kolonnen; Gasmaskenbüchsen, Kochgeschirre und Spaten schlugen gegeneinander, Gleisketten mahlten, Planwagen schaukelten dahin, Radachsen quietschten, und Gäule schnaubten.

Die Steppe war ein einziger Ameisenhaufen. Im Osten begann langsam der junge Tag zu grauen. Kradmelder kamen von hinten. Ihre Gesichter waren von Staub und Schweiß dick verkrustet. Sie suchten nach einem Kommandeurswagen. Der



Zug kam ins Stocken, da und dort drehte ein Haufen um und fuhrwerkte wieder zurück. Die Steppe wurde zum Karussellplatz, auf dem sich alles im Kreise drehte. Und schon kamen die abenteuerlichsten Gerüchte auf; sie liefen schneller um als die schnellsten Fahrzeuge und wurden immer abenteuerlicher. Jeder fügte etwas hinzu – und glaubte es dann selber.

Immerhin war es eine Abwechslung.

»Was ist los?« schrie Oberst Wiechart einem Kradmelder zu. Im Beiwagen hockte ein Generalstabshauptmann. Ein alter Bekannter. Der Hauptmann rieb sich den beißenden Staub aus den Augen.

»Das man dich wieder einmal zu sehen bekommt, Albert! Wo steckst du denn?«

»Die meiste Zeit in einem Erdloch. – Und du ?«

»Bei der Armee. Als eine Art besserer ZbV (zur besonderen Verwendung). Wenn man halt einmal ein ›Mädchen für alles‹ braucht. Lieber wäre ich bei der Truppe.«

»Mein Beileid! – Und was führt dich hierher?«

»Bei Timoschewka hat der Russe die Front aufgerissen und ist durch. Auf zehn Kilometer Breite, aber wahrscheinlich sind es sogar mehr. Alles zurück! Wenn die Einbruchsstelle nicht abgeriegelt werden kann, wird es eine Katastrophe geben. Mit den Rumänen ist nichts zu machen, die laufen.«

»Kann ich mir vorstellen«, knurrte Oberst Wiechart grimmig.

»Haßberg!«

»Herr Oberst?« (

»Sie haben gehört. Also: Alles umdrehen und wieder zurück! Veranlassen Sie das! Es geht um die Wurst. Alle Troßkarren – bis auf die Küche und den Verpflegungswagen – abladen und Mannschaften hinauf, was geht. Der Trödelkram kann inzwischen hier liegenbleiben.«

Der Adjutant spritzte davon.

»Ist denn der Russe auf einmal so stark? Bisher hat er nicht sehr viel gezeigt.«

»Bei ihm kennt man sich nie richtig aus. Er dürfte von der Umgruppierung Wind bekommen haben. Und jetzt geht es drunter und drüber. Es fehlt bloß noch... Da sind sie schon!«

Mit heulenden Motoren jagten sie auf die Kolonnen zu: Jagdbomber, Schlachtflieger und Jäger. Die Flak begann zu feuern. Die Geschütze standen – weithin über das Feld verstreut – ohne Deckung, eines hier, eines dort. Sie taten, was sie konnten.

Zwei Zwozentimeter und ein Vierling nahmen die Jäger aufs Korn und machten sie nervös. Die Geschützbedienungen standen im Hagel der Bomben und flammenden Phosphorkanister; sie arbeiteten wie Automaten und feuerten, was aus den Rohren herauswollte. Der Spuk dauerte wenige Minuten, dann war er zerflattert. An mehreren Stellen brannte das dürre Steppengras.

Während Sanitäter und Ärzte herumrannten und sich der Verwundeten annahmen, drehten jetzt die einzelnen Marschgruppen um, und es ging wieder zurück: nach Nordosten. Die alten Stellungen mußten wieder freigekämpft werden.

Der deutsche Nachtaufklärer hing mutterseelenallein über dem Schwarzen Meer. Über ihm wölbte sich ein mit blinkenden Sternen bestickter Himmel, unter ihm Gischt und Schaumkronen. Eigentlich hatte er hier nichts zu suchen. Über Assis war er von russischen Jägern entdeckt, angegriffen und nach Westen abgedrängt worden. Er hatte jedoch seine Verfolger abschütteln und im Schutz der Dunkelheit aufs Meer hinaus entweichen können. Die Schleppantenne war zwar beim Teufel und die Beplankung ganz schön angekratzt, aber die Motoren arbeiteten einwandfrei, das Leitwerk war noch intakt und auf dem Instrumentenbrett war auch nichts Außergewöhnliches zu entdecken.

Trotzdem war Oberfeldwebel Schmalvogel fuchtsaufwild. Normalerweise flog er Zerstörer und griff lieber an, anstatt sich von einer »Rata« wie ein lahmer Uhu durch die Gegend hetzen zu lassen.

Er schaltete die Bordsprechanlage ein und bellte: »Die haben uns aber elegant vor die Haustür gesetzt! Und was machen wir jetzt? So jämmerlich gerupft, und obendrein noch dazu mit leeren Händen können wir doch unmöglich heimkommen.«

Der Beobachter schluckte einen Fluch gerade noch hinunter.

»Wie wär's mit Odessa? Ist bloß ein Katzensprung und geht schön in einem Aufwaschen. Vielleicht gibt es dort etwas auszukundschaften!«

»Mir ist alles recht«, kam es gelassen zurück. »Was kann schon viel sein? Schnarchende Iwans und pennende Rumänen. Viel mehr nicht... Aber wenn du unbedingt willst – in Gottes Namen!«

Im Kopfhörer knackte es. Aus!

Schmalvogel drückte das Steuer nach vorn. Die Maschine senkte folgsam die Schnauze und nahm Fahrt auf. Dicht über der Wasserfläche waren sie noch am sichersten.

Vor ihnen tauchten plötzlich weiße Schaumstreifen auf und liefen mit hoher Fahrt auf die Küste zu. Hier war eine stattliche Flotte unterwegs. Schmalvogel gab ein paar Zähne Gas zu und zog hoch.

»Ganz dicke Pötte«, stellte der Beobachter fest. »Sie marschieren auf Odessa zu. – Deine Idee war gar nicht so schlecht.«

»Sie schleppen ganz schöne Sachen herbei«, schnaufte der Oberfeldwebel. »Wahrscheinlich Verstärkung für die Küstenarmee.«

»Oder sie holen etwas ab. – Da! Es kommen schon welche zurück.«

Schimmernde Schaumstreifen zogen in der Gegenrichtung auf die Krim zu. Die Fahrzeuge lagen tief im Wasser.

»Und was machen wir jetzt?«

Oberfeldwebel Schmalvogel zappelte geradezu vor Erregung; der Beobachter blieb eiskalt.

»Nachsehen, was im Hafen los ist. Weit ist's ja nicht.«

Je näher sie zur Küste kamen, desto dichter wurde der Betrieb auf dem Wasser. Großtransporter, kleinere Einheiten und eine Unzahl von Fischkuttern schipperten hin und her. Vor der Hafeneinfahrt warteten Klumpen von kleinen und großen Schiffen, und an den Anlegestellen war alles gesteckt voll.

Es gab keinen Zweifel mehr: Der Russe räumte Odessa! Der Nachtaufklärer kurvte zweimal um das Hafengelände herum, zog dann hoch und überflog die Stadt. Als die Scheinwerfer aufflammten und den Nachthimmel abzutasten begannen, war die Maschine schon über die gefährliche Zone hinaus und nahm Kurs auf den heimatlichen Feldflugplatz.

»Unsinn!« sagte Major Hösch nachsichtig. »Eure Nerven werden euch etwas vorgeflunkert haben. Jede Nacht fünf oder gar sechs Einsätze, da muß es ja einmal so kommen. Die Russen räumen Odessa? – Ihr habt schon bessere Witze gemacht. Legt euch hin und pennt euch aus. Morgen lacht ihr selber darüber.«

Der Gesichtsausdruck des Beobachters machte ihn stutzig. Feldwebel Staurich galt als ungemein tüchtig und war alles andere als ein Schwätzer.

»Na, lieber Staurich, wie viele Schiffe – bloß so ungefähr – glauben Sie festgestellt zu haben?«

»Fünfundzwanzig oder dreißig Großtransporter waren es bestimmt. Eher mehr. Und gut dreimal soviel kleinere Kähne.«

Major Hösch überlegte. Die Verantwortung war doch zu groß. Er rief den Verbindungsoffizier zum Stab der 4. rumänischen Armee an. Die 4. rumänische Armee lag schon seit Wochen vor Odessa und rannte immer wieder gegen die russischen Riegelstellungen an. Bisher allerdings ohne großen

Erfolg.

Oberst Kruge hörte sich das an, und dann meinte er: »Etwas ist schon dran. Im Hafen herrscht tatsächlich ungewöhnliche Bewegung. Diesmal scheint der Russe besonders viel an Verstärkung herbeizuschaffen. Ich habe vorhin an das Armeekorps berichtet, aber die Herren sind skeptisch und halten nichts davon. – ›Abwarten!‹ Das war alles, was sie dazu gesagt haben. Na schön, warten wir also ab.«

Als das Wort »Räumung« fiel, wurde auch er stutzig.

»Der Russe räumt Odessa? Menschenskind, wie kommen Sie auf die Idee? – Der Staurich behauptet das? Hm, dann müßte man allerdings... Aber jetzt, in der Nacht? Nichts zu machen, hätte auch keinen Zweck. In ein paar Stunden wird es grau, dann wird man ja sehen. – Keine Sorge, lieber Hösch, so schnell werden uns die nicht durch die Lappen gehen. Zaubern können auch sie nicht. Also: Sollte es etwas Besonderes geben, rufe ich Sie an. – Gute Nacht!«

Als der neue Tag heraufdämmerte, war Odessa nahezu leer. Das hätte niemand für möglich gehalten. In einer einzigen Nacht holten die Sowjets nahezu neunzigtausend Mann aus der Stadt heraus und verfrachteten sie auf dem Seeweg zur Krim. Allerdings nur die Truppen, Lastkraftwagen, Zugmaschinen. Alles Gerät und die schwere Artillerie mußten zurückbleiben.

Nachdem der letzte Transporter abgelegt hatte, wurde das alles einfach ins Hafenbecken geworfen. Stalin ließ die Stadt fallen, weil sie nicht den geringsten Wert mehr für ihn hatte, falls die Krim verlorenging. Und im Augenblick sah es ganz danach aus. In dreitägiger, mörderischer Schlacht hatten die deutschen Sturmtruppen die Teufelsgärten und die Hexennester vor der Perekoper Landenge durchstoßen, die Bunkersysteme aufgebrochen, die Grabenstellungen aufgerollt und die stark ausgebaute Ortschaft Armjansk genommen. Und jetzt standen sie vor dem letzten Bollwerk, das sie noch von der Halbinsel

trennte: vor Ischun!

Aber hier ging ihnen der Atem aus; dazu reichte es nicht mehr. Vor Ischun lagen sie fest, und es ging keinen einzigen Schritt mehr weiter. Das Zünglein an der Waage pendelte unschlüssig hin und her. Wem würde es sich am Ende zuneigen?

Stalin entschloß sich rasch und tat das einzig Richtige: Er gab Odessa auf, ließ die Küstenarmee herüberbringen und warf sie dem Angreifer entgegen. Er war sich darüber im klaren, daß die Verbände in wochenlangen Abwehrkämpfen nahezu ausgeblutet waren und nur noch geringen Kampfwert besaßen. Ihre schweren Waffen lagen auf dem Grund des Hafenbeckens.

Trotzdem wagte er das Spiel und setzte alles auf eine Karte. Und er gewann, was er im Augenblick am nötigsten brauchte: Zeit! Drei Wochen kostbare Zeit. Er konnte seine Eliteverbände aus der Abwehrfront vor Ischun herausziehen und nach Sewastopol schicken. Nach Sewastopol, der stärksten Festung der Welt. An ihr würden sich – davon war er felsenfest überzeugt – die deutschen Aggressoren die Zähne ausbeißen.

\*

In Dschambeschtschij, einem ärmlichen Nest an der Straße nach Melitopol, hatte sich der Stab eines deutschen Artillerieregiments einquartiert. Der Gefechtsstand lag außerhalb der Ortschaft in einem Geräteschuppen, die vergangene Nacht war ruhig verlaufen, nicht einmal der russische »Aufklärer vom Dienst« hatte sich blicken lassen.

Im Osten begann es fahlgrau zu dämmern. Wachdienst hatten der Obergefreite Rust und der Gefreite Komla. Vorschriftsmäßig schlenderten sie um das langgestreckte Gebäude herum; einer linksherum, einer rechtsherum. Wenn sie zusammentrafen, blieben sie jedesmal stehen und wechselten ein paar Worte.

»Hier leben wir wie in einem Sanatorium«, schmunzelte Komla behaglich. »So eine ruhige Kugel haben wir schon lange nicht mehr geschoben. Könnte eine Weile so bleiben. – Sind überhaupt noch Russen drüben? Hört sich wie ausgestorben an.«

»Die kommen schon noch«, widersprach der Obergefreite Rust, »darauf kannst du dich verlassen. Je ruhiger es zugeht, desto verdächtiger ist das. Die kommen schon noch – und dann werden uns die Augen übergehen.«

Im Nordosten rumste es einige Male, Motoren brummt.

Ganz links stiegen rote Leuchtkugeln in den Himmel. Das hieß: Feind greift an!

Rust schüttelte den Kopf und sagte zum Komla: »Saus hinein zum Erzengel und melde das! Sicher ist sicher.«

Komla polterte in die Stube. Soeben rasselte das Feldtelefon. Wachtmeister Hörich nahm den Hörer vom Kasten und winkte heftig ab, als der Gefreite den Mund aufmachte. Trotzdem brüllte Komla: »Der Iwan greift an!«

Der Wachtmeister reagierte immer noch nicht. Im Hörer quäkte eine Stimme, sie war im ganzen Raum zu hören, aber nicht zu verstehen.

»Jawohl, Herr Major!« sagte der Wachtmeister, legte den Hörer quer über den Kasten und wandte sich dem Gefreiten zu.

»Regen Sie sich nicht auf, junger Mann! – Gamisch!«

Der Unteroffizier vom Dienst stand schon da.

»Sofort den Chef wecken! Bei den Rumänen muß eine Schweinerei passiert sein. Die Brüder sind stiftend gegangen. – Himmelherrgott! Was ist denn da draußen für ein Krach?«

Ein wüster Haufen wälzte sich keuchend und schnatternd heran und strebte in höchster Eile nach Westen: rumänische Trosse! Sie hatten ihren Kram auf die Karren geworfen und waren einfach abgehauen. Die Fahrer droschen unbarmherzig auf die Gäule ein und fluchten ganze Litaneien herunter. Ein Oberleutnant stellte sich ihnen in den Weg; er mußte flink zur

Seite springen, sonst wäre er umgefahren worden.

»Russi!« schrien und kreischten die rumänischen Waffenbrüder durcheinander. »Tanki!«

Das Telefon schrillte hysterisch. Diesmal war es der Artilleriebeobachter vor dem Stützpunkt »Seerose«. Es hörte sich an, als käme die Stimme aus einem tiefen Brunnenschacht. Anscheinend deckte der Sprecher die Muschel mit der Hand ab und redete verhalten.

»Russischer Durchbruch«, gab er durch. »Größere Sache. Panzer mit aufgesessener Infanterie rollen ganz nahe an mir vorbei. Habe keine Verbindung zur Batterie mehr. Geben Sie Nachricht weiter!«

Aus dem Hörer dröhnte jetzt das dumpfe Mahlen vieler Raupenketten, dann wieder die Stimme des Beobachters: »Es sind mindestens zwei Abteilungen von der schweren Klasse. Einer kommt direkt auf mein Loch zu...«

»'raus!« brüllte Wachtmeister Hörich verzweifelt. Der Motorenlärm und das Kettengerassel wurden zum Dröhnen; die Membrane kam gar nicht mehr mit und begann zu schrillen. Plötzlich riß das Gerassel ab, und nur das Tuckern der Motoren war zu vernehmen. Sie liefen im Leerlauf. Dann wieder ein seltsames Klicken und ein ekelhaftes Scharren und Schleifen. Jetzt riß alles ab, und es wurde still. »Aus!« murmelte Wachtmeister Hörich mit gepreßter Stimme und legte den Hörer hin. »Aus und fertig! – Der braucht keinen Pfarrer mehr. Und keinen Totengräber.«

Der Russenpanzer hatte sich auf dem Loch gedreht und es zugewalzt. Hörich wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn. »Wenn man sich das so anhören muß ...«

Sein Blick fiel auf den Gefreiten Komla. Wütend fauchte er ihn an: »Was stehen Sie noch hier herum, Sie Blindgänger? Und überhaupt: Wieso haben Sie so einfach Ihren Posten verlassen? – 'raus!«

Der Gefreite war mit einem Sprung bei der Tür und wollte



hinaus; dabei rannte er fast den Regimentskommandeur über den Haufen.

»Nanu«, sagte der Oberst erstaunt, »wohin so eilig? Wollen Sie auch türmen?«

Der Wachtmeister setzte zu einer zackigen Meldung an, aber der Oberst winkte ab. »Ich bin im Bilde Major Schroll hat mich unterrichtet. Lassen Sie mal sehen.«

Er trat zu der großen Karte, die nahezu die ganze Breite der Stubenwand einnahm. »Sieht wirklich nicht sehr gut aus. Wenn das alles stimmen sollte... Wir liegen zwar ganz am Rande des Erdrutsches, aber zwischen uns und dem Korps scheint sich allerhand zu tun.«

Gewehrschüsse peitschten und MG hämmerten. Russische! Ganz in der Nähe.

Der Oberst hob den Kopf. »Soweit ist es also schon? – Haben Sie einen Karabiner oder eine MPi für mich? Ich bin nämlich ohne alles aus dem Quartier fort. Alles 'raus! Auch die Offiziere.«

Draußen ging es schon wild zu. Im östlichen Teil der Ortschaft wimmelte es von Rotarmisten. Auf der Dorfstraße rollten Russenpanzer heran und feuerten während des Fahrens. Irgendwo bellte deutsche Pak.

Zwei T 60 standen mit zerrissenen Ketten mitten im Weg, qualmten und verlegten den anderen die Durchfahrt. Ein Vernichtungstrupp hatte sie mit Haftladungen erledigt.

Hinter dem hölzernen Gebäude des Dorfsowjet war eine 7,5-cm-Pak aufgefahren und schoß Schnellfeuer. Auf fünfzig Meter Entfernung erwischte sie einen KW2 und zerschlug ihm die Rohrblende und den Turmkranz. Der Russe fuhr stur weiter und wollte das Geschütz überrollen.

Er kam jedoch aus der Richtung, krachte gegen einen Eckpfiler des morschen Bauwerks, verhedderte sich in dem niederbrechenden Gebälk und den gespreizten Dachsparren und stellte sich quer. Sein Hintermann rammte ihn und blieb an

ihm hängen; noch ehe er zurückgestoßen und sich von dem lästigen Anhängsel befreien konnte, schnellte der Obergefreite Mausch vor und warf ihm eine Sprengladung unter den schwach gepanzerten Bauch.

Im Parteihaus hatte sich ein Trupp Rotarmisten eingenistet und schoß wie wild aus sämtlichen Fenstern. Wachtmeister Hörich setzte mit der Wachmannschaft zum Sturm auf das Gebäude an. Das Häuflein kam nicht weit und blieb im Abwehrfeuer liegen.

Der Russen wurden immer mehr. Von allen Seiten kamen sie herangehetzt, von Panzern unterstützt, drängten sie die sich verzweifelt wehrenden Verteidiger zum Ortsausgang und jagten sie schließlich in die Steppe.

Der Regimentskommandeur und seine Offiziere fielen vor den letzten Hütten. Der Funker hämmerte bis zum letzten Augenblick auf die Taste. Erst als ein Rotarmist die Tür des Funkwagens mit dem Lauf seiner Maschinenpistole aufstieß, schleuderte er ihm einen Benzinkocher ins Gesicht und sprang durchs Fenster.

Der Funkwagen stand an der Wand der Hütte, in der die Fernsprechvermittlung untergebracht war. Der Obergefreite Loos zog eine Handgranate ab, warf sie in den Klappenschränk und verschwand durch die Hintertür. Er hatte Glück und kam durch.

In einem ausgetrockneten Bachbett stand eine Batterie Infanteriegeschütze. Die Uferböschung diente ihr als Deckung. Wer von der Bedienung nicht gerade Wache hatte, schlief in flachen Drei-Mann-Zelten.

Fünfhundert Meter weiter links standen zwei Feldhaubitzen in einem Erdloch, mit Planen die mit Steppengras bestreut waren, gegen Fliegersicht getarnt. Die Nachbarschaft dieser weittragenden Geschütze wirkte ungemein beruhigend auf die ganze Umgebung: Man fühlte sich sicher und konnte beruhigt

schlafen. Überdies stand im Zelt des Batterieführers ein »Alarmwecker«. Es konnte also nicht viel passieren.

Der »Alarmwecker« funktionierte aber nicht, wie so viele andere in diesem Abschnitt der Landfront auch.

Von der Haubitzenstellung herüber kam ein Melder gerannt und keuchte atemlos: »Funktioniert euer Draht noch? Unserer ist beim Teufel! Auf einmal ist's aus gewesen. Und vorn geht's zu.«

Sie kamen schon herangekrabbelt. Wie unbeholfene, dicke Käfer. Im Glas ganz deutlich zu erkennen: KW1 und K W 2, dazwischen ein paar T 26 und T 60. An allen hingen Infanteristen in dicken Trauben, und ganze Schwärme liefen hinterher. Am Horizont tauchten Zugmaschinen und Lastkraftwagen auf; sie schlepten schwere und leichte Pak (Panzerabwehrkanonen).

»Achtunddreißighundert«, sagte der Unteroffizier am Entfernungsmeßgerät. »Wenn ihr nicht bald macht, haben sie uns. Jetzt geht's gerade noch.«

Die Feldhaubitzen legten los. Die ersten Schüsse gingen noch ins Grüne, aber dann lagen die Granaten mitten drin. Zwei der Riesen erwischte es, die übrigen stoben auseinander; die Schützen sprangen ab und gingen hinter den Wagen in Deckung.

Nach einer Weile hatten die Russen die aufzuckenden Mündungsfeuer ausgemacht und feuerten ebenfalls. Ihre 15-cm-Rohre spuckten ganz schöne Brocken. Weil sie aber das Stehenbleiben nicht riskieren wollten

und in voller Fahrt schossen, bohrten sie lediglich Löcher in den Steppenboden. Sie nebelten sich ein, hatten jedoch nicht viel Nutzen davon, weil der auffrischende Morgenwind die Schwaden schnell davonblies.

Die Infanteriegeschütze eröffneten jetzt ebenfalls das Feuer. Sie standen im Bachbett in guter Deckung. Glücklicherweise ließen sich keine sowjetischen Flugzeuge blicken. Drei KW1

und ein KW2 brannten schon, ein paar andere werkelten mit beschädigten Ketten in der Gegend herum und suchten nach hinten zu entkommen.

\*

In den vordersten Gräben sah es weit schlimmer aus. Als die ersten Russenpanzer aufgetaucht waren, hatte eine ganze rumänische Brigade zu laufen angefangen und war nicht mehr zu halten gewesen. Die angreifenden Kolosse fanden nicht den geringsten Widerstand vor, fuhren unbehindert durch die Lücke und rollten nach Westen.

Sehr weit kamen sie allerdings nicht. Weiter hinten prallten sie gegen die Kampfverbände des zurückkehrenden deutschen Gebirgskorps; sie verloren den größten Teil ihrer Begleitmannschaften und mußten sich zurückziehen.

An der Nahtstelle der rumänischen Brigade und des deutschen XXX. Armeekorps brannte eine starke sowjetische Kampfgruppe eine sMG-Kompanie. Die Kompanie krallte sich in ihren Erdlöchern fest, wehrte sich verbissen und hielt dem russischen Ansturm stand. Als der feindliche Druck zu stark wurde, zog sich Hauptmann Hollbarth mit seinen Männern in das an Mulden reiche Vorfeld der Ortschaft Sinigrosso zurück und führte den Kampf auf eigene Faust weiter.

Von allem abgeschnitten, ohne Verbindung zum Nachbarabschnitt, ohne Unterstützung von außen und ohne Nachrichtenmittel, wußte er nicht einmal, wie es um ihn herum aussah. Daß ihre Lage aussichtslos war, erkannten alle; trotzdem kämpften sie weiter, hielten sich den Gegner vom Leibe und verlegten ihm den Weg zur Vormarschstraße.

Die Sowjets hatten im Augenblick Wichtigeres zu tun, als sich in der zerrissenen Landschaft mit einem versprengten Haufen herumzuschlagen. Sie stießen mit ihrer Hauptmacht rechts und links an dem Elendsnest vorbei und brausten weiter.

Das »Aufräumen« konnten andere besorgen.

Es wurde ein erbarmungslos geführter Heckenschützenkrieg und ein Kampf Mann gegen Mann. Die Kompanie schmolz beängstigend zusammen und hatte am Ende des ersten Tages nur noch Zugstärke. Aber was noch lebte und ein Gewehr halten konnte, wehrte sich mit aller Zähigkeit.

Die verdutzten Rotarmisten zogen sich zurück, und ihr Kampfkommendant schickte einen Parlamentär herüber.

Hauptmann Hollbarth ging ihm entgegen. Der Russe sollte nicht sehen, wie schlecht es um sein Häuflein stand.

Er empfing den jungen Oberleutnant höflich, hörte ihn an und schickte ihn wieder zurück. Daraufhin warteten die erbosten Sowjets den Einbruch der Dunkelheit ab.

Hauptmann Hollbarth hatte seine paar Mann in zwei Gruppen geteilt; die eine führte er selber, die andere Feldwebel Kernbeißer. Er ließ die russische Angriffsspitze zwischen sich und Kernbeißer durchstoßen und packte sie dann in der Flanke. In der Dunkelheit wurde das erst zu einer Balgerei und dann zu einem wüsten Gemetzel. Der Hauptmann bekam eine MPi-Garbe mitten in die Brust. Das meiste glitt zwar an den Rippen ab, aber zu zwei Lungendurchschüssen reichte es immerhin.

Es gelang seinen Leuten, ihn herauszuhauen und in Sicherheit zu bringen. Mehr konnten sie nicht tun, es gab keinen Sanitäter mehr. Die Russen hatten große Ausfälle und zogen sich zurück.

Hollbarth gab nicht auf. Vom Fieber geschüttelt, setzte er seine Männer zum Gegenangriff an. Er war zu schwach, um einen Karabiner zu halten; nicht einmal seine großkalibrige Pistole konnte er mehr abfeuern, ohne vom Rückstoß umgeworfen zu werden. Er hockte abseits, biß die Zähne zusammen und sah seinen kämpfenden Männern zu.

MG um MG verstummte, weil die Munition zur Neige ging; das bittere Ende zeichnete sich deutlich ab und kam mit Riesenschritten auf sie zu. Was noch lebte, griff zum Spaten

oder packte einen Reservelauf und schlug zu, und sie hielten die ganze lange Nacht durch.

Und dann wendete sich das Blatt.

Während die durchgebrochenen Sowjets fluchtartig nach Osten zurückströmten, lag Hauptmann Hollbarth an einer Böschung hinter hohen Grasbüscheln und sah ihnen aus flackernden Augen nach. Als deutsche Stahlhelme auftauchten, hob er den Arm und winkte, hatte jedoch nicht mehr die Kraft, sich zu erheben. Liegend und mit stockender Stimme meldete er dem Führer der Vorausabteilung: »Die letzten 21 Mann von der 3. sMG-Kompanie des 416. Regiments – und Hauptmann Hollbarth. Stellung, wie befohlen, gehalten.«

Seine Männer führte er zuerst an, von sich selbst hielt er nichts mehr.

Der Major starrte in ein wachsgelbes Gesicht und sah die schwarzen Blutkrusten auf dem zerrissenen Tarnhemd. Er bückte sich, wollte dem Hauptmann auf die Beine helfen – und hielt einen Toten in den Armen.

Vor Ischun kauerten die Landser in ihren Erdlöchern und warteten. Sie warteten Stunde um Stunde und fluchten: »Wo bleibt das versprochene Gebirgskorps? Und die Leibstandarte? Hat man uns denn ganz vergessen?«

Unaufhörlich kurvten russische Jäger und Schlachtflugzeuge über ihnen, stießen herab und schossen in die Löcher; Bomber und Ratas luden ihre krachende Fracht ab und taten, als gehöre der Luftraum ihnen. Und wenn sie eine kurze Pause machten, klotzte Artillerie herüber und pflügte die Ruinenfelder und die Salzsteppe um.

Die Landser gruben sich noch tiefer ein und meuterten: »Wo treiben sich denn unsere Jäger herum? Verdammt noch mal! Gibt es denn nur noch russische?«

Es gab auch deutsche. Ein ganzes Geschwader. Auf ihren Rümpfen leuchtete das »Herz-As«, und sie taten, was sie konnten. Sie holten manchen Iwan herunter. Aber sie waren

zahlenmäßig viel zu schwach. Stalins Flieger spielten mit ihnen Katz und Maus, und sie konnten nicht zu gleicher Zeit überall sein.

\*

Die kleinen Löcher in der Landfront konnten notdürftig gestopft werden, durch die kilometerbreiten Lücken marschierten und fuhren die Verbände der 9. und der 18. sowjetischen Armee nach Westen und damit auf die ungeschützte Flanke der 11. Armee zu. Wenn es gelang, diese von der Krim abzuschneiden, bestand die Gefahr, daß sie zwischen dem unteren Dnjepr und dem Schwarzen Meer eingekesselt und vernichtet wurde.

General von Manstein sah das Unheil kommen. Aber er konnte nichts tun, um es abzuwehren. Jetzt nicht mehr. Er hatte rechtzeitig gewarnt und auf die drohende Gefahr hingewiesen. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte manches anders kommen können. Aber er war nicht der liebe Gott – auch er hatte zu gehorchen und Befehle auszuführen.

Der Russe ließ sich Zeit; er hatte keine Eile und überstürzte nichts. Im geschickten Nutzen der Zeit war er ein Meister. In den großen Vernichtungsschlachten der Sommermonate hatte er manchen gewaltigen Aderlaß hinnehmen müssen und mit keiner Wimper gezuckt.

Die Schützenpanzerwagen taumelten durch Schlaglöcher und holpterten um tiefe Granattrichter herum; die Insassen wurden wild durcheinandergeworfen und mußten sich mit beiden Händen an den Sitzbänken festhalten. Wer den Mund auf tat, war in Gefahr, sich die Zunge abzubeißen.

Sie kamen von Kiew herunter und hielten auf Dnjeppropetrowsk zu. Der Kiewer Kessel war eine harte Nuß gewesen, es war heiß zugegangen und hatte viel gekostet.

Mancher Kamerad fehlte – aber daran durfte man jetzt nicht denken.

Sie näherten sich der Stadt. In der Abendsonne leuchteten Kuppeln und Kirchtürme. Die Straße wurde erträglicher.

»Müssen wir dieses Kaff vielleicht auch noch schnell erobern?« erkundigte sich der Obergefreite Wöltsch und blinzelte mißtrauisch.

»Ist schon erledigt«, beruhigte ihn der Unteroffizier Natter, »das haben andere besorgt. Wir werden endlich einmal Pause machen. Wahrscheinlich Korpsreserve spielen oder so. Schließlich muß das Kind doch einen Namen haben.«

»Ich traue der süßen Tour nicht«, brummte Wöltsch.

»Ist das wahr, daß wir dem Kleist (Panzergruppe 1 des Generalobersten von Kleist) zugeteilt sind?« fragte der Gefreite Neidharter. Er steckte viel mit einem Funker beisammen, und Funker wußten immer mehr als andere Leute.

»Da haben wir's schon!« schimpfte Wöltsch. »Wenn das wahr ist, sind wir für eine ganze Weile eingedeckt. Der Kleist hat für jeden ein Geschäft, der kann keinen herumstehen sehen.«

Die Kolonne machte halt. An der Straße standen die vorausgeschickten Quartiermacher und wiesen die Fahrzeuggruppen ein. Das dauerte eine halbe Ewigkeit. Es war schon dunkel, bis endlich die letzten untergebracht waren. Der Küchenwagen stand schon da, aus dem Ofenrohr stieg Rauch, und es duftete herrlich nach Fleischsuppe. Das war eine Überraschung!

Der Schützenkompanie war eine kleine Ortschaft zugewiesen worden. Wer in einem Dorf einquartiert wurde, blieb länger; wer gleich wieder weiter mußte, wurde einfach auf eine Wiese oder in ein Wäldchen gelegt. Mit der Zeit begriffen das sogar die einfältigsten Gemüter.

Die Stimmung besserte sich schlagartig, und die Landser kamen jetzt in Schwung. Die Quartiere waren nicht schlecht,



und Platz gab es genug. Die Zivilbevölkerung war in ein paar Hütten zusammengedrängt worden. Sofort begann die traditionelle Landsertätigkeit Nr. 1: Wasserholen! Die langen Schwenkarme der Schöpfbrunnen knarrten, und alles rannte mit Eimern und Töpfen, holte Wasser, wusch sich und schabte sich die Bartstoppeln aus dem Gesicht. Inzwischen schoben sich die Essenholer an die Küche heran und schnupperten genüsslich.

Sogar das Problem »Wacheinteilung« war schon gelöst. Zwei Häuser waren mit Troßleuten einer fremden Pioniereinheit belegt. Die Einheit bestand nicht mehr, und der Troß hatte all seine Fahrzeuge verloren. Weil sie im Augenblick niemanden angehörten und nichts zu tun hatten, wurden die Troßleute als Wachmannschaft eingeteilt. Schöner hätten es sich die Schützen nicht wünschen können.

Im großen und ganzen verlief die Nacht ruhig. Einige Male rumste es zwar, aber das regte niemand auf. Erstaunlicherweise gab es am nächsten Morgen kein »Wecken«, und jeder schlief, solange es ihm paßte; zum Morgenkaffee wurden zusätzlich ein Stück Margarine und ein breiter Streifen Marmeladensülze ausgegeben. Es wurde geradezu luxuriös.

Ein paar Unternehmungslustige klapperten die Nachbarschaft ab, um die Lage zu erkunden. Sie brachten einen Sack voll Neuigkeiten mit. Zumeist waren es »Latrinenparolen«, die auf hundert Schritte nach Unwahrscheinlichkeit stanken, aber trotzdem wurden sie gern angehört und manchmal sogar geglaubt.

»Wir bleiben hier«, behauptete einer. »Das habe ich von einem Zahlmeisterei-Schreiber.«

»Trübe Quelle«, grunzte ein anderer abfällig. »Zahlmeisterei-Schreiber sind verfressen und versoffen und folglich blöd.«

»Immerhin...«, gab ein dritter zu bedenken, »wo es eine Zahlmeisterei gibt, ist der Russe garantiert weit weg.«

»Sehr weit wieder nicht«, warf der Unteroffizier Natter ein.  
»Drüben, vor dem Brückenkopf, da liegt er.«

»Brückenkopf?« nickte ein Fachmann beifällig.  
»Brückenkopf ist immer gut! Wo ein Brückenkopf ist, ist meistens auch ein Fluß, und dann dauert es immer eine ganze Weile. – Ich werde also große Wäsche machen.«

Er kramte ein Stück Seife aus seinem Brotbeutel, streifte das Hemd ab und wanderte zum Brunnen. Dort wurde schon eifrig geschrubbt und geschwemmt und an allen Zäunen hingen Wäschestücke zum Trocknen. Die Einheimischen standen in respektvoller Entfernung und sahen staunend zu; die Weibsleute kicherten und feixten.

Am Nachmittag war Waffenreinigen. Im Einsatz mußte das nicht eigens befohlen werden, denn jeder wußte nur zu genau, was im Ernstfall davon abhing. Besonders die MG-Leute machten das sehr sorgfältig.

Die Fahrer der Schützenpanzer steckten mit halbem Leib unter den Motorhauben ihrer Fahrzeuge und untersuchten Zündung, Vergaser und Treibstoffzufuhr mit der Gründlichkeit von Abnahmeinspektoren. Der Krieg war schließlich noch nicht aus, und wessen Fahrzeug ausfiel, der kam zu den Marschierern.

Alte Feldpostbriefe wurden hervorgekramt und nochmals andächtig gelesen und kurze Kartengrüße hingekritzelt; da und dort flickte einer an seinem Zeug herum. Oberfeldwebel Kaulich ging von Haus zu Haus, steckte seinen angeschimmelten Quadratschädel in jede Stube und schimpfte bärbeißig: »Trödelt nicht so herum, legt euch lieber hin und pennt euch richtig aus! Wer weiß wie lange das hier noch dauert. – Diesmal haben wir keinen langen Anmarschweg.«

Oberfeldwebel Kaulich war ein Polterer und ein Original. Er meinte es gut, und alle hatten ihn gern. Ein ansehnliches Stück Rußland kannte er schon vom Ersten Weltkrieg her: Vier Jahre lang war er von einem Gefangenenlager zum anderen

gewandert, hatte in den Wäldern Sibiriens Bäume gefällt, an der Murmanbahn mitgeschuftet und das harte Leben in den Ölschiefergruben kennengelernt. Ihm konnte keiner etwas erzählen.

»Ihr seid arme Milch Kinder«, pflegte er bei jeder Gelegenheit zu sagen. »Wenn ihr zwei Tage lang marschieren müßt, bekommt ihr weiche Knie und seid fertig. In der Taiga wärt ihr eingegangen wie böhmische Leinwand. Ich werde mich eurer annehmen, ihr Jammerlappen; vielleicht bringe ich den einen oder anderen trotzdem durch.«

Mitten in der Nacht wurde die Stubentür plötzlich aufgerissen, und jemand brüllte: »'raus!« In zehn Minuten steht alles abmarschbereit!«

Und war schon wieder davon und beim nächsten Haus. Die Schützen schreckten aus tiefem Schlaf auf und suchten ihren Kram zusammen.

»Wie gehabt!« schimpfte der Obergefreite Wöltsch und fuhr in die Stiefel. »Immer wieder dieselbe Walze! – Wie spät ist es eigentlich?«

Alles tappte und rumorte im Finstern herum. Einer konnte sein Koppel nicht finden und strich ein Zündholz an.

»Licht aus!« plärrte draußen der Wachtposten.

Der Haufen rumpelte zur Tür hinaus. Aus allen Häusern quollen Gestalten hervor und rannten zum Dorfplatz. Motoren wurden angelassen, stotterten und spuckten; irgendwo knallte eine Fehlzündung. Es klang wie ein Karabinerschuß.

Am Schöpfbrunnen stand der Regimentskommandeur inmitten seiner Stabsoffiziere; der Adjutant sauste wie eine gereizte Hummel herum. Die Hauptfeldwebel umkreisten ihre angetretenen Schäflein und musterten argwöhnisch, ob auch alles stimmte.

»Seid ihr alle da?« schmunzelte Oberfeldwebel Kaulich. »Und hat auch keiner vielleicht seine Knarre wo liegenlassen?

– Nur nicht drängeln – alle kommen dran.«

»Wohin geht's, Herr Oberfeld?«

Der Obergefreite Wöltsch konnte sich das erlauben, weil er bei Kaulich einen dicken Stein im Brett hatte.

»Das werden wir gleich erfahren. Der Herr Oberst fingert schon an seinem Koppel herum. Gleich wird die Rede steigen.«

Der Regimentskommandeur wartete diesmal nicht einmal die üblichen Meldungen ab; er legte zwei Finger an den Mützenrand, drehte sich um und ging mit raschen Schritten zu seinem Kübelwagen. Auch die Stabsoffiziere verschwanden.

»Diesmal ist es aber eilig!« murmelte Kaulich. »Na, dann mal los, Herrschaften, und hinein in die geheizten Särge!«

In langsamer Fahrt ging es die Dorfstraße hinunter. Von überallher tauchten Fahrzeuge auf und fädelten sich in die Kolonne ein. Auf der Rollbahn ging es lebhaft zu, und der Strom der Fahrzeuge riß nicht ab. Einweiser warfen sich dazwischen und machten den Schützenpanzern ein Loch frei.

»Wir haben Vorrang«, sagte einer, »wir werden gebraucht!« Jetzt wurde das Tempo schärfer. Sie fuhren um die Vorstädte herum und parallel zum Dnjepr weiter. Drüben stiegen Lichtfäden in den Himmel, zerplatzten und schwebten als winzige sprühende Sonnen wieder herab. Das Feuerwerk spiegelte sich im Wasser des breiten Stromes.

»Sehr weit entfernt sind wir also von unseren russischen Freunden nicht«, stellte Wöltsch fest, »aber wie kommen wir über den Bach hinüber?«

Am Wege standen Artilleriefahrzeuge und rastende Pferdegespanne; Infanterie marschierte, Panzer schaukelten quer über die Wiesen, und schwere Zugmaschinen schleppten hochbeladene Tieflader hinter sich her. Die Motoren machten einen Heidenlärm, und das viele Eisenzeug rasselte und klirrte.

»Nur immer leise, leise, damit der Iwan nichts merkt«, kicherte ein Spaßvogel.

Dann ging es scharf nach links und eine Brückenauffahrt

hinauf. Die Bohlen schwankten und dröhnten, unter ihnen rauschte der Strom. Kurz vor der Brückenabfahrt gab es eine Stockung. Eine 8,8-Flak auf Selbstfahrlafette hatte einen Achsenbruch und mußte erst aus dem Wege geräumt werden. Ein Werkstattzug schob sich halsbrecherisch an den stehenden Kolonnen vorüber, der lange Kranarm schwankte verdächtig und sah einem nickenden Galgen ähnlich. Nach einer halben Stunde ging es wieder weiter.

»Tüchtig, tüchtig!« lobte Unteroffizier Natter anerkennend. »Im Zivilleben dauert so etwas mindestens zwei Tage. Und obendrein müssen Überstunden gemacht werden.«

In dem schmalen Brückenkopf stauten sich die Massen; auf kleinem Raum war hier eine ganze Menge zusammengedrängt. Feldgendarmen rissen sich sozusagen Arme und Beine aus, um einen engen Durchlaß freizuhalten. Die Schützenpanzerwagen schlängelten sich hindurch.

»Wenn jetzt der Iwan auf Draht wäre und hereinfetzen würde, gäb's allerhand Scherben«, stellte Wöltsch sachlich fest. »Das hier ist wieder einmal bloß so über den Daumen gepeilt. Und wir – natürlich! – gleich hinter der Spitze. – Mahlzeit!«

»Der Iwan haut aber nicht, er rollt und hat es eilig«, sagte Oberfeldwebel Kaulich trocken. »Will dem Manstein die Luft abdreh'n und hört und sieht nichts anderes. Der wird Augen machen, wenn wir hinter ihm auftauchen und ihm auf die Schulter klopfen!«

»Woher wissen Sie denn das alles so genau, Herr Oberfeld?« fragte ein Neuling bewundernd.

»Tja, wenn man lange genug beim Geschäft und nicht ganz blöd ist, bekommt man eine feine Nase für so was, und dann riecht man gleich, was eigentlich gespielt wird.«

Er drehte den Kopf nach rechts und machte einen langen Hals, schüttelte anklagend den Kopf und brummte: »Soweit wäre bisher alles richtig gegangen, aber wo bleiben bloß die...

Sind schon da!«

Im Süden brüllte es auf. Mit einem Schlage donnerten viele schwere Geschütze los; Mündungsfeuer zuckten, und der Boden schwankte. Das war bei Saporoshje: Kleists Panzergruppe 1 setzte zum Stoß auf die Dnjepr-Verteidigung an.

»Alles in Ordnung!« knurrte der Oberfeldwebel und stülpte sich den Stahlhelm über den Schädel.

Der rasselnde Eisenhaufen stieß durch die russischen Linien und rollte nach Osten; die Vorausabteilung fuhr, was die Motoren hergaben und kümmerte sich um nichts sonst. Der Funker des Befehlswagens hing an seinem Gerät; Oberstleutnant Leidnitz hatte das Kartenbrett vor sich auf den Knien liegen, hielt die Uhr in der Hand und ließ den Kilometerzähler nicht aus den Augen.

Jetzt kam es auf die Minute an!

Im offenen Turm des Spitzenreiters stand Leutnant Grabbe und wunderte sich. Ein paar russische Troßfahrzeuge standen am Wegrand, und die Gäule rupften die mageren Grasbüschel ab. Hin und wieder ein verlassener Munitionsstapel oder aufgeschichtete, mit Gras bedeckte eiserne Fässer; dann eine umgekippte Feldküche, niedergebrochene Karren und eine verwaiste Instandsetzungsstaffel – das war alles. Einmal geisterte in der Ferne ein kleiner Reitertrupp umher, verschwand aber gleich wieder im Dunst.

Wo steckte der Russe?

Eine winzige Ortschaft tauchte auf. Bloß wenige windschiefe Lehmhütten. Das konnte nur Charaskina sein. Grabbe tauchte vorsichtshalber unter. Man konnte nie wissen ...

Der Funker gab Handzeichen, der Leutnant schaltete die Sprechanlage ein, und der Funker gab durch: »Kommandeur an Spitze: Das Tempo verringern. Linker Flügel fällt zurück und kommt nicht nach.«

Sie näherten sich der Ortschaft. Der Fahrer neigte sich vor

und starrte angestrengt durch den trüben Kimonblock im Sehschlitz, der Richtschütze und der Ladeschütze waren auf dem Sprung, und der Funker probierte – für alle Fälle – das Kugelgelenk seines Maschinengewehrs.

Charaskina lag verlassen am Wege. Vor einer Kate flatterte ein Stabswimpel im Morgenwind; eine alte Frau stand daneben, hielt die Hände unter der Schürze versteckt und wackelte mit dem Kopf. Ein ruppiger Köter kläffte, allerlei Kramzeug lag unordentlich herum, und das Ganze sah nach überstürztem Aufbruch aus.

Hinter der Ortschaft ging es durch eine seichte Bodenmulde und drüben den Hang hinauf. Auf der Höhe überholten sie bespannte Troßkarren. Zuerst starrten die Russen herüber, dann sprangen sie entsetzt von den Kutschböcken herab und rannten auf die Felder hinaus.

Wieder meldete der Funker: »Nach Süden eindrehen und aufschließen. Erhöhte Vorsicht!«

»Es geht richtig los, meine Herren!« sagte Leutnant Grabbe.

\*

Die sowjetische Führung trieb ihre beiden Angriffsarmeen zu höchster Eile an. In der deutschen Landfront klafften Lücken, ein ansehnlicher Teil der 11. Armee lag vor Ischun fest. Diese günstigen Umstände mußten genutzt werden; der Gegner durfte nicht zur Besinnung kommen und keine Zeit für Umgruppierungen finden.

In der sicheren Gewißheit, den Sieg schon so gut wie in der Tasche zu haben, vernachlässigten die Sowjets die wichtige Deckung in der Flanke und im Rücken. Dazu war jetzt keine Zeit, und der Gegner lag vor ihnen und war angeschlagen; der Weg zum Dnjepr und zur Berislawer Brücke, über die er vielleicht noch hätte entweichen können, mußte ihm abgeschnitten werden. Alles mußte blitzschnell gehen.

Die Divisionen der Landfront klebten jedoch wie Kletten aneinander und zeigten den Angreifern die Zähne. Schnelle Verbände hatten die Lücken geschlossen, so gut es eben gegangen war, und hielten dem massierten Ansturm stand.

Wo russische Sturmtrupps – von Panzern unterstützt – das Abwehrfeuer unterlaufen hatten und vor den Grabenstellungen auftauchten, wurden sie im Nahkampf geworfen oder wenigstens zurückgedrängt.

Was den Panzerjägern durchschlüpfte, machten kleine Vernichtungstrupps mit Haftladungen, geballten Ladungen oder Tellerminen; an keiner Stelle gelang den rollenden Festungen ein beachtlicher Durchbruch.

Generalleutnant Smirnow tobte. Er trieb seine Unterführer an und ließ sie nicht zu Atem kommen; am Ende stürmte er selbst mit seinen Stabsoffizieren in die vorderste Linie und versuchte alles, um die zurückweichenden Bataillone aufzufangen und neuerlich gegen die feuerspeiende Abwehrfront zu treiben.

Aber es war nichts zu machen. Der zerfahrene Haufen flutete unaufhaltsam zurück und riß alles andere mit.

Indessen war Generaloberst von Kleists Panzergruppe tief in die Steppe hineingestoßen. Ein Teil schwenkte nach Westen ein und fuhr den Sowjets in den Rücken, der andere brauste südwärts und auf die Küste des Asowschen Meeres zu. Das Ziel: Mariupol.

Jetzt steckte der Fallensteller selber in der Falle. In der Nogaischen Steppe erhob sich der Lärm einer Vernichtungsschlacht von gewaltigem Ausmaß.

\*

Die Sonne hatte den Morgendunst aufgelöst, und die Sicht wurde klar. Die Linien am Horizont gewannen an Schärfe. Im Norden krachte und rumste es: Pioniere sprengten die Eisenbahnlinie Simferopol-Dschankoj-Poltawa. Man hatte



schon böse Erfahrungen mit plötzlich auftauchenden Panzerzügen gemacht.

Weit und breit lag alles wie ausgestorben da. Leutnant Grabbe warf einen Blick auf die Karte und stellte befriedigt fest, daß man schon mehr als die Hälfte der Marschstrecke hinter sich gebracht hatte und das Ziel, Mariupol, zum Greifen nahe war.

Links von ihnen qualmte es schwarzbraun über den Horizont. Weiße Wölkchen pufften dazwischen. Das konnten nur die Hüttenwerke von Stalino sein; dahinter lag das Donezbecken, das »Ruhrgebiet des Ostens«, mit seinen riesigen Kombinat, Gießereien, Stahlwerken und Rüstungszentren.

Zur Rechten zogen langgestreckte Staubwolken nach Westen. Das waren die Stoßkeile, die nach und nach abgedreht hatten, um dem Gegner auf breiter Front in den Rücken zu fahren. Sie konnten ihre ganze Aufmerksamkeit nach vorn richten, weil sie hinter sich eine starke Rückendeckung wußten. Sie jagten auf einen brodelnden Hexenkessel zu. Motoren dröhnten, Ketten rasselten, und man verstand sein eigenes Wort nicht.

Vor ihnen tauchten Hütten auf. Auf der Karte war nichts eingezeichnet. Wahrscheinlich irgendein unbedeutendes Schafzüchternest. Gelbliche Rauchscheier schwebten darüber. Leutnant Grabbe blickte zurück. Die Vorausabteilung fuhr dicht hinter ihnen, und auch das Gros hatte stark aufgeholt.

Wie eine Herde grauer Dickhäuter zottelten die Panzer durch das Steppengras. Sogar die Meute der Schützenwagen war schon zu sehen. Irgendwo vor ihnen lärmten Schnellfeuerkanonen, aber bei dem Getöse der vielen Motoren hörte sich das dünn und harmlos an.

Wenig später donnerte eine Me 109 über sie hinweg. Sie zog eine Rauchfahne hinter sich her und wackelte aufgeregt mit den Tragflächen. Die Maschine verlor zusehends an Höhe und

flog mit spuckendem Motor nach Nordwesten davon. Sie schrumpfte zusammen, wurde kleiner und kleiner und dann pendelte plötzlich ein Fallschirm am blauen Himmel und schwebte langsam zu Boden.

Ein hohles Orgeln näherte sich und schwoll rasch an. In großer Höhe zogen sowjetische Bomber westwärts. Mindestens ein Geschwader, von Jägern umschwärmt.

In der Ferne tauchten jetzt russische Lastkraftwagen auf. Die stattliche Kolonne kam aus nordöstlicher Richtung und hielt auf Mariupol zu. Die vordersten Fahrzeuge kreuzten schon die Fahrtrichtung der deutschen Kolonne. »Der Kommandeur, Herr Leutnant!« sagte der Funker. »Ich schalte um.«

»Was ist mit euch da vorn los?« knurrte Oberstleutnant Leidnitz unwirsch. »Döst ihr vielleicht schon?«

Leutnant Grabbe bekam einen roten Kopf. »Feindliche Lkw-Kolonne von links vorn, Herr Obestleutnant! 11 Uhr, ungefähr 1.700 Meter. Ohne Bedeckung.«

»Na und? Was gedenken Sie zu tun?«

»Schießen, Herr Oberstleutnant...«

»Unsinn! Wir haben andere Sorgen, und die Munition werden wir vielleicht noch bitter brauchen. – Stur weiterfahren!«

Jetzt wurden die russischen Fahrer aufmerksam und stoben nach allen Richtungen auseinander. Eine vorsintflutliche Eisenkiste tauchte plötzlich auf, stellte sich in Positur und feuerte herüber. Der Schuß lag gar nicht so schlecht! Zu einem zweiten Schuß kam der ehrwürdige Veteran allerdings nicht: seine hochgewölbte Kuppel segelte davon, der Rest war nicht mehr zu gebrauchen.

Das vermeintliche Schafzüchternest entpuppte sich als Baustelle: Baracken und langgestreckte Schuppen, Berge von Munitionskisten, aufgeschichtete eiserne Fässer und Kisten, abgestellte Fahrzeuge, alles sorgfältig mit Netzen gegen Fliegersicht getarnt; eine behelfsmäßig zusammengeflackte

Verladerampe, ein Kran, ein Schmalspurgleis...

An der Rampe stand ein Transportzug und wurde gerade ausgeladen. Die Lok prustete weiße und braune Rauchschwaden aus. Gestalten begannen wild durcheinanderzulaufen, und zwei oder drei Fla-Geschütze ratterten los. Am Kopfende der Rampe stand ein riesiger »Kolpino« (ein Panzerkampfwagen der schweren KW-Klasse), glücklicherweise ohne Besatzung.

»Herumfahren und dann weiter!« gab Oberstleutnant Leidnitz durch. »Leutnant Till und Unteroffizier Ludwig nehmen den Kolpino, Oberfeld Kauer die Flak und Leutnant Brecht läßt der Lok den Dampf ab. Paßt mir auf Vernichtungstrupps auf!«

Das Schmalspurgleis lief schnurgerade auf Mariupol zu. Die Schwellen waren nur oberflächlich in den Sandboden hineingekratzt, die Schienen verliefen ein bißchen zittrig und nicht immer ganz parallel zueinander – aber zur Not ging es auch so.

In Rußland ging entweder alles – oder überhaupt nichts. Je nachdem, ob ein findiger Kopf oder ein langweiliger Umstandskrämer die Sache in die Hand nahm. Die Sowjets leisteten sich mitunter Haarsträubendes und warteten mit erstaunlichen Überraschungen auf. Besonders zu Anfang des Ostfeldzuges.

In Deutschland hätte es auch der Sorgloseste nicht gewagt, diesem wackligen Schienengerüst auch nur eine leichte Lore anzuvertrauen; in der Nogaischen Steppe rollten schwere Transportzüge darüber und erreichten sogar ihren Bestimmungsort.

Manchmal sprang ein Waggon aus den Schienen, oder eine Lok bohrte ihre Nase in den weichen Sandboden. – Macht nichts! Kranwagen her, Rollwalzen und Brechstangen!

Was in Eile nicht mehr instandzusetzen war, wurde einfach aus dem Wege gekippt und blieb liegen. Wer später einmal ein

Ersatzteil brauchte, holte es sich von einem dieser Schrotthaufen, die überall herumlagen. Wäre der Russe zimperlich gewesen, hätte er die harten Schläge, die er in den ersten Monaten immer wieder hinnehmen mußte, nicht überstanden.

Weiter ging es dem Schienenstrang entlang. Alle paar Kilometer buchtete er sich zu einer Ausweiche. Hin und wieder stand ein Transportzug in einer solchen Ausweiche und wartete den Gegenverkehr ab. Dann bekam die Lok eine Granate, die Zugbegleitung sprang ab und türmte.

Die »tanzende Meerjungfer«, ein fast noch nagelneuer Vierer-Panzer, mit allen Schikanen ausgestattet, mußte daran glauben. Panzerkommandant war Feldwebel Plass. Er fuhr seitlich hinter Leutnant Grabbe. In einer Kurve kam ihnen ein langer Transportzug entgegen. Zufällig hatte Plass die Lok so wunderschön im Visier, daß er nicht anders konnte und feuerte.

Die Lok stürzte um, Pufferscheiben schlugen klirrend gegeneinander, die nachdrängenden Waggon sprangen aus den Schienen und stellten sich quer; der an den Tender angehängte Flak-Wagen kippte um, und die Bedienung flog ins Gras. Plass tauchte aus dem Turmluk hervor.

Aber auf dem letzten Waggon stand – durch die Krümmung und den vorderen Zugteil verdeckt – eine schwere Pak. Von ihr bekam die »Meerjungfer« eine Granate aufs Heck geknallt. Das Geschloß glitt an der Rundung der Panzerschürze ab und durchschlug den »Rucksack« und das Faß mit Reservetreibstoff, die hinter dem Turm festgebunden waren.

Das ausfließende Benzin loderte sofort hoch auf, und die heißen Gase drangen ins Innere des Wagens. Da verließen den Fahrer die Nerven, und er riß die Zündung heraus. Jetzt war das Bordnetz stromlos, und der Turm ließ sich nicht mehr drehen.

»Zündung rein!« schrie der Richtschütze verzweifelt und...

Der zweite Schuß krachte gegen den Wulst und nietete ihn

am Gleitkranz fest. Jetzt war es ganz aus. Feldwebel Kauer holte die Pak mit dem ersten Schuß herunter, und die Besatzung der »Meerjungfer« konnte – im allerletzten Augenblick – aussteigen und in Deckung gehen. Als die feurige Himmelfahrt verpufft war, stand Feldwebel Plass schuldbewußt am Wege und verwünschte seine Unachtsamkeit.

Oberstleutnant Leidnitz rasselte heran. Er beugte sich heraus und schrie wütend: »Das haben Sie nötig gehabt. Sehen Sie zu, daß Sie und Ihre Leute irgendwo unterkommen.«

Das war der letzte Transportzug. Anscheinend waren die rückwärtigen Dienste gewarnt worden. Damit war das Überraschungsmoment beim Teufel und mit ihm die schöne Hoffnung, daß Mariupol im Handstreich genommen werden könnte.

Über Sprechfunk teilte Leidnitz dem Regimentskommandeur seine Befürchtung mit.

»Kann schon sein«, kam es lakonisch zurück. »Es sind ja genug Aufklärer herumgesaust. Jetzt kommt es ganz darauf an, wie stark Mariupol besetzt ist. Stellen Sie also vernünftige Leute an die Spitze und nehmen Sie die verrückten Hühner an die kurze Leine, damit nicht noch einmal etwas passiert. Das mit der »Meerjungfer« hätte nicht unbedingt sein müssen.«

Kleine Ortschaften, einsam gelegene Weiler, dürftige Felder, von der Hitze verbrannte Weideflächen; später dann verstreute Ansiedlungen; schmucke Häuschen mit Vorgärten, vor den Fenstern Blumen in bunt gestrichenen Holzkästen – aber nirgendwo eine menschliche Seele. Und schließlich wuchs die Stadt auf, dahinter schimmerte die Wasserfläche des Asowschen Meeres im Sonnenschein. Im Westen grummelte die Font, dröhnten Abschüsse und krachten Einschläge.

Quer zur Fahrtrichtung verlief ein dunklerer Streifen Grasland. Ein verwitterter Pfahl stand hier, an ihm ein graues, vom Wetter ausgelaugtes Brettchen.

»Nach Rostow über Taganrog ... alte Werst«, buchstabierte Oberstleutnant Leidnitz die verwaschenen kyrillischen Schriftzeichen. Die Anzahl der Werst war sorgfältig herausgekratzt. Ganz nach dem »faschistischen« Muster: Vorsicht! Feind liest mit!

Überwältigend stark war die gepanzerte Armada nicht mehr; denn unterwegs waren immer wieder Gruppen zurückgeblieben, hatten sich eingeeigelt und solcherart kleine Stützpunkte gebildet: Rückendeckung für die nach Westen vorrückenden Stoßkeile.

Jedoch der verbliebene Rest reichte aus, um Mariupol ohne sonderliche Anstrengung zu nehmen. Die sowjetische Führung hatte hier nichts befürchtet, alle verfügbaren Kampftruppen herausgezogen und den Divisionen Mansteins entgegengeworfen.

In der Steppe tobte die Kesselschlacht. Die in die Enge getriebenen Rotarmisten wehrten sich tapfer und todesmutig, aber die Zangenbacken umklammerten sie und drückten sie auf immer kleiner werdendem Raum zusammen. Noch und noch stießen Panzerkeile in die Verbände hinein und spalteten sie auf.

Zwischen Berdjansk und Mariupol wurde die sowjetische 18. Armee zerschlagen. Generalleutnant Smirnow tat alles, um die Katastrophe aufzuhalten und seine Divisionen aus der Umklammerung zu befreien; er kämpfte in den vordersten Reihen mit und fiel im Kampf, mit ihm die meisten seiner Stabsoffiziere. Nahezu 100.000 Mann wanderten in die Gefangenschaft. An Kriegsbeute fielen dem Sieger über 200 Panzer, fast 700 Geschütze, Hunderte von Zugmaschinen, Lastkraftwagen und großen Mengen Gerät in die Hände.

Aber auch der Sieger stand nicht mehr ganz fest auf den Beinen; und dabei sollte es gleich weitergehen! Von Rostow war die Rede, das den Zugang zum Kaukasus versperrte, und von Ischun. Vor Ischun lagen die Kameraden schon fast drei

Wochen in Deckungslöchern, konnten keinen Schritt vor und keinen zurück, waren hier festgenagelt und mußten die infernalische Feuerwalze der Sowjets ertragen. Unaufhörlich regnete es Bomben und dazu Bordwaffenbeschuß.

Das Tor zur Krim hing noch an einer einzigen Angel, aber diese Angel war stark und hielt; es fehlte wieder einmal das »letzte Bataillon«, das die Angel hätte zerbrechen und das Tor aufstoßen können.

\*

»Menschenskind«, staunte Oberwachtmeister Keile und starrte seinen Kameraden fassungslos an. »Mit mir haben sie schon allerhand aufgeführt, aber mit einer Kanone aus einem Erdloch habe ich noch nie geschossen.«

Wachtmeister Klaudi zuckte mit den Achseln. »Dann wirst du dich eben daran gewöhnen müssen. Hier ist man nur in einem tiefen Deckungsloch halbwegs sicher. Und auch dann muß man noch Schwein haben.«

Keile war empört. »Seit wann verkriecht sich der deutsche Soldat in die Erde?«

»Flieger«, antwortete Klaudi trocken, »Flieger und Ari. Russische natürlich. Wirst es bald selber merken. Die Roten sind auf jeden Punkt eingeschossen, schauen gar nicht mehr hin und ziehen blind ab. Wer den Rüssel herausstreckt, ist hin.«

Die leichte Feldhaubitze stand in einem tiefen Erdloch; nicht einmal die Rohrmündung ragte über den Rand hinaus. Darüber war ein Tarnnetz gespannt. Vor Ischun steckte alles tief in der Erde: die Schützen, jedes MG und jedes Geschütz, die Zugmaschinen und Fahrzeuge; sogar die Gäule zermalmt ihre Haferration »unterirdisch«. Wo sich etwas rührte, stürzten sich auch schon rote Kampfflugzeuge darauf, oder die Ari drosch dazwischen.

»Nette Gegend!« knurrte Keile. »Und wie soll das

weitergehen?«

»Da mußt du schon den Manstein danach fragen, der wird es wissen. Wir zerbrechen uns nicht mehr die Köpfe darüber, die rauchen uns auch so schon genug.«

»Und was sind das, gleich hier nebenan, für komische Dinger?« Er schnitt eine Grimasse. »Im Vorbeihuschen habe ich einen Blick hinuntergeworfen. Die hat wohl der olle Napoleon in Moskau vergessen, als er getürmt ist?«

»Das sind Nebelwerfer. Ganz etwas Neues. Schießen angeblich Raketen.«

»Nie davon gehört.«

»Ist auch alles streng geheim. Hier werden sie zum ersten Male eingesetzt. Der Alte verspricht sich viel davon.«

»Haben wir alles schon bis zum Überdruß gehört, und dann ist gewöhnlich wieder nichts damit gewesen. Mal abwarten.« Er schüttelte skeptisch den Kopf. »Und wie weit ist es bis zu den Schützen?«

Klaudi grinste geradezu satanisch. »Wenn du deine Kippe hinschmeißt, fällt sie todsicher einem von ihnen ins Genick. Und dann kannst du dir was anhören! Die kennen nämlich nichts mehr, die liegen schon eine Ewigkeit hier im Dreck, und die schöne Manneszucht ist im Eimer.«

Keile blieb vor Staunen der Mund offen. »So was gibt's wirklich?«

»Anders wäre das hier gar nicht zu machen. Du wirst mächtig umlernen müssen.«

»Hach, denn schönen guten Abend!« schnaufte der Oberwachtmeister und schob den Stahlhelm ins Genick. »Da bin ich ja in eine nette Gegend hineingeraten...«

Was in jenen Oktobertagen vor Ischun nicht in der Erde steckte, kroch auf dem Bauch herum und machte sich ganz dünn und unauffällig.

Alle! Der Divisionskommandeur genauso wie der Schütze Mümmelmaier, der Ia, wenn er gelegentlich nach vorn kam,



oder der Brigadepfarrer. Hier galten zackiges Grüßen und stramme Kopfwendungen keinen Pfifferling, hier hatte man andere Sorgen.

»Grabt ihr vielleicht ein versteinertes Mammut aus?« fragte Majoringenieur Dr. Schrebe und lugte vorsichtig über den Rand eines riesigen Loches in die dämmerige Tiefe hinab.

Das Ungeheuer, das da unten kauerte und mit dem Rüssel drohte, war ein 21-cm-Mörser mit allem Drum und Dran. Er stand wie in einer Baugrube, reckte das Rohr steil in die Höhe und wartete auf seine Stunde. In den Hang waren Stollen hineingetrieben, in denen die Munition aufgeschichtet war und die Bedienungsmannschaft hauste.

Oberst Hensch sagte schmunzelnd: »Ich bin kein Artillerist, Doktor, aber Sie – wie ich sehe – sind noch viel weniger einer.«

»Ich bin Statiker und Mathematiker«, erklärte Dr. Schrebe, »und hier, beim Barras, berechne ich Brückenkonstruktionen und so Zeugs. Aber jetzt verraten Sie mir, wo es hier herum eine Brücke zu schlagen gibt! Ich sehe nicht das armseligste Gerinnsel; von einem Fluß gar nicht zu reden.«

»Kommt alles zu seiner Zeit, Herr Doktor. Wenn wir erst hier durch sind, wird es für Sie Arbeit in Hülle und Fülle geben.«

»Na schön... Aber wie ich höre, soll auch Oberst von Jaage hiersein. Ein prächtiger Mensch! Aber wo der auftaucht, ist gleich etwas los und die Ruhe beim Teufel.«

»Der Jaage ist hier, und noch ein paar andere gute Bekannte: Oberstleutnant Gössel mit seinem Haufen – oder was noch davon übrig ist, Hauptmann Morsch, Major Putz und Oberleutnant Nausch. Sogar unser Paradepony, den Grafen Scheubach, haben sie uns geschickt. Wahrscheinlich so zum Aufputz.«

»Der Scheubach ist ein lieber Kerl, den sehe ich immer gerne. – Aber wozu das alles? Da geht's bestimmt bald los.«

»Wenn Sie mich nicht verraten: Morgen früh um fünf ist der historische Augenblick.«

»Großartig! Hoffentlich verschlafe ich nicht. Frühaufsteher bin ich nämlich keiner.«

Oberst Hensch zwinkerte boshaft. »Wecker werden Sie keinen brauchen, das wird schon die Artillerie besorgen.«

Die ersten Regentropfen klatschten nieder. Leutnant Rühl richtete sich im Knien auf und stülpte sich die Zeltplane über den Kopf, verhedderte sich jedoch in der schmalen Lasche und...

»Verdammter Mist!« fluchte er und wischte sich die feuchten Lehmbatzen aus dem Gesicht. Neben ihm stiegen dünne Rauchfäden auf, und ein paar dürre Stengel glost und stanken wie verbrannter Phosphor. Drüben drehte eine »Iljuschin« eine gewagte Schleife, zog steil hoch und verschwand im Dunst. Nebenan kicherte eine Stimme:

»Alles Gute kommt von oben, Herr Leutnant!«

Rühle griff hastig nach dem Scherenfernrohr, das neben ihm am Boden lag. Das Ding war gottlob noch ganz. Er packte wieder den Spaten und grub eifrig weiter. Als das Loch tief genug war, stieg er hinein und stellte das Scherenfernrohr auf.

Der Obergefreite Schandauer und der Gefreite Kolander hockten in ihrem Zwei-Mann-Loch und unterhielten sich flüsternd miteinander.

»Wir haben Berislaw überstanden...«

»Berislaw ist überhaupt nichts gewesen«, unterbrach Schandauer.

»Das sagt man immer, wenn etwas vorbei ist und man die schlechten Seiten vergessen hat.«

Fröstelnd zog er die Zeltplane fester um seine Schultern zusammen. Der Himmel über ihnen war grau, und zerfaserte Regenschleier hingen herab. Kolander freute sich darüber.

»Wenigstens bleiben die Iwans daheim, und wir haben eine

ruhige Nacht. Kommt ohnedies selten genug vor.«

»Schöne Ruhe, das!« keifte der Obergefreite. »Wenn das Sauwetter so weitermacht, werden wir in diesem Elendsloch wie die Ratten ersaufen.«

»Wir zwei passen großartig zusammen«, sagte Kolander sanft und spannte seine Zeltplane über das Loch. »Du schimpfst auf das Wetter, und ich tue etwas dagegen. – Fertig! Für heute ist der Laden geschlossen.«

Dicht über dem Boden fegte eine deutsche Maschine die Frontlinie entlang und steppte sie gewissermaßen ab. Der Obergefreite sah ihr nach.

»Richtige Nachtwächter!« brummte er verächtlich. »Getrauen sich erst heraus, wenn die Iwans schlafen gegangen sind. Weit haben wir es gebracht !«

»Wer quatscht denn hier dauernd?« schimpfte einer ungestüm.

Wer da quatschte, war ein vorgeschobener Artilleriebeobachter. Er steckte unter einer doppelten Zeltplane und gab Positionen an seine Batterien durch.

Die dünnen Arme des Scherenfernrohrs ragten wie Fühler aus dem Schlitz hervor. Hin und wieder leuchtete unter der Plane ein trüber Lichtfleck auf.

\*

»Sachen genug«, sagte General von Haunswald und besah sich die vielen Fähnchen auf der Karte. »Drei verstärkte Divisionen auf knapp sieben Kilometer Frontbreite! Außerdem ist noch ein Korps im Anmarsch. Diesmal haben sich die Herren im Führerhauptquartier aber schon sehr großzügig gezeigt.«

»Sachen genug«, nickte Generalleutnant Stube. »Einer tritt dem anderen die Zehen ab. Mehr hätten beim besten Willen nicht Platz.«

Er rieb sich das Kinn.

»Ich bin bloß neugierig, wie wir das alles und auf einen Schwung durch die Landenge bringen sollen.«

»Ob sich die neuen Raketenwerfer bewähren werden?«

»Da habe ich keine Sorge, Herr General. Tüchtigen Krach machen sie. Etwas Neues, das noch dazu richtigen Krach macht, ist immer gut.«

Er beugte sich über die Karte.

»Sieht alles nach viel aus, aber im freien Gelände wird sich das in der Weite verlieren und wieder sehr, sehr dünn werden. Ein halbes Dutzend Ziele blitzschnell und womöglich gleichzeitig zu erreichen, ist keine Kleinigkeit. – Wenn wir wenigstens genügend schnelle Fahrzeuge hätten!«

»Am schwersten liegt mir dieses Sewastopol im Magen. Man hat uns zwar richtige Mauerbrecher versprochen, aber schließlich ist Sewastopol noch immer die stärkste Festung der Welt!«

»Stark hin, stark her«, murrte Generalleutnant Stube und verzog das Gesicht. General von Haunswald sah auf die Uhr. »Rätseln wir nicht weiter herum. Zwei Stunden noch...«

Im Osten dämmerte es grau herauf. Das zerwühlte Erdreich dampfte, tief herabhängende Regenschleier strichen über das Trichterfeld, und Nebelschwaden wogten. In den Ausgangsstellungen kauerten die Schützen und Sturmpioniere und starrten in die nasse Milchsuppe. Drüben, in den russischen Grabenstellungen, rührte sich nichts.

»Gleich wird's losgehen!« ging es flüsternd von einem zum andern. »Und dann nichts wie hinunter. Die Ari haut nur knapp hundert Meter vor uns hinein.«

»Mahlzeit!« knurrte der Obergefreite Sinsheimer. »Wenn da mal was überschwappt und zu kurz geht, bekommen wir es ins Kreuz. So knapp habe ich das nicht gern.«

»Dafür müssen wir nachher nicht so weit rennen«, gab der Unteroffizier Lörensens zu bedenken. »Und das ist auch etwas

wert.«

»Der Dreck wird uns die Stiefel ausziehen«, meuterte einer.

»Macht nichts«, meinte sein Nebenmann. »Der Petrus an der Himmelstür wird mit sich reden lassen und uns auch in Socken nehmen.«

Ein paar lachten, aber es klang ziemlich verkrampft. Die Männer an den Maschinengewehren und den Granatwerfern, die den Stürmenden Feuerschutz zu geben und die Widerstandsnester niederzuhalten hatten, fingerten an den Gurten und Spannschlössern herum. Wenn es losging, hing alles von Sekunden ab; dann durfte es keine Ladehemmung geben und sich nichts verwickeln.

Im Vorgelände kochten feuchte Schwaden. Der Stabsgefreite Mühlherr sah die MG-Leute scharf an, stopfte ein Bündel Stielhandgranaten hinter das Koppel und schob den Spaten zurecht.

Hinter ihnen loderte eine Feuerwand auf, und ein infernalisches Krachen zerriß die bange Stille. Hunderte von Rohren schossen. Die entfesselte Kriegsfurie raste. Mit einem gewaltigen Donnerschlag setzte die Schlacht um die Krim ein.

Die Schützen duckten sich und zogen die Köpfe zwischen die Schultern; der Orkan fauchte brüllend über sie hinweg und wütete in den russischen Grabenstellungen. Flatternde Feuerschweife nach sich ziehend, jagten die Raketengeschosse der Nebelwerfer hinaus und schlugen krachend ins Ziel; die Druckwellen der Explosionen preßten die Schützen tiefer in die Löcher hinein und verschlugen ihnen den Atem. Schwärme von Splittern surrten jaulend durch die Gegend. Der Boden zitterte und schwankte.

Ebenso plötzlich, wie es begonnen hatte, brach das Getöse ab, und es wurde still. Totenstill. Alle waren wie gelähmt, und der Herzschlag stockte. Feldwebel Vorbach rappelte sich auf und krächzte heiser: »Achtung!«

Er hob vorsichtig den Kopf und spähte über den Grabenrand.

Drüben qualmte und rauchte es, weiter hinten loderten Brände. Gleich darauf setzte die Artillerie wieder ein, die Einschläge wanderten nach vorn.

»Auf!«

Die Schützen stemmten sich aus ihren Löchern, schwärmten aus, rannten auf die russischen Stellungen zu. Aber es wollte nicht recht gehen; von dem stundenlangen Hocken in den schmalen Löchern waren die Gliedmaßen steif und taub. Aber dann ging es doch wieder. Minen waren nicht zu fürchten, die waren längst im Artilleriefeuer in die Luft gegangen. Überall klafften Trichter.

Die Stürmenden stolperten hindurch; hinter ihnen keuchten die Sturmpioniere unter der Last der Sprengkästen, der gestreckten Ladungen und des vielen Geräts, das sie zu schleppen hatten.

Da drüben konnten nicht mehr viele am Leben sein... Doch das war ein böser Irrtum. Als sie auf zwanzig Meter heran waren, schlug ihnen aus den eingedrückten Erdbunkern mörderisches Feuer entgegen, und sie mußten zu Boden. Hinter ihnen begannen Maschinengewehre zu rattern, und Leuchtspur suchte die Bunkerschlitze. Das Abwehrfeuer wurde merkbar schwächer.

Feldwebel Vorbach arbeitete sich kriechend vor, zog ein Bündel Handgranaten ab und warf es in eine der Öffnungen hinein. Der Stabsgefreite Mühlherr robbte auf den nächsten Bunker zu. Kurz bevor er den toten Winkel erreichte, erwischte es ihn, und er blieb liegen. Niemand konnte ihm helfen. Granatwerfer ploppten. Ihre Geschosse bohrten sich in die Bunkerdecken hinein und rissen sie auf, die nächsten schlugen durch...

Es ging nur schrittweise und zäh vorwärts. Die Rotarmisten blieben stur in ihren Löchern und schossen pausenlos. Sie wichen nicht und ergaben sich nicht.

Achtung, Minen! – Pioniere krochen vor und tasteten den

Boden mit Suchgeräten ab; Pak und Maschinengewehre gaben ihnen Feuerschutz und hielten die Besatzungen der zweiten Bunkerlinie nieder.

Die Pioniere hatten es verdammt schwer, denn ein Großteil dessen, was hier vergraben lag, bestand aus Holzkasteminen, auf die die Suchgeräte nicht ansprachen. Spürsinn und viel Erfahrung mußten sie ersetzen. Und obendrein mußte es auch noch rasch gehen. Zu allem Unglück verlegte die rote Ari jetzt ihr Sperrfeuer weiter vor. Ohne Rücksicht darauf, daß sie dabei in die eigenen Leute hineinfetzte.

Am rechten Flügel war Hauptmann Gelius mit seiner Kompanie weit voraus und stürmte eine Anhöhe, auf der sich Minenwerfertrupps eingenistet hatten und das Vorgelände abriegelten. Dazu mußte er sich durch eine tiefe Drahtsperre hindurcharbeiten, kam nur langsam vorwärts und verlor nahezu die Hälfte seiner Männer. Sein linker Flügel wurde von stark besetzten und gut gedeckten russischen MG-Nestern aufgehalten. Die Angriffslinie wurde schief und schiefer und drohte völlig abzurutschen.

Major Schönn erkannte die Gefahr, schnappte sich kurzerhand zwei Pak und jagte los, im Mannschaftszug und Laufschrift, durch den Maschinengewehr- und Granatwerferbeschuß. Wie durch ein Wunder kamen sie durch, bekämpften die MG-Nester, rissen ein Drahthindernis auf, schalteten einige starke Erdbunker aus und bündelten die verbogene Front wieder einigermaßen glatt. Aber dann wurde die Munition knapp.

Major Schönn bildete einen Stoßtrupp und stürmte mit dem Rest seiner Männer die nächste Anhöhe, hob eine Batterie Feldhaubitzen und einen Minenwerfertrupp aus, drehte die Haubitzen um und feuerte in den Gegner.

Die Sowjets setzten zum Gegenstoß an und kamen mit einer ganzen Kompanie. Major Schönn und Hauptmann Gelius fielen, Wachtmeister Glahr übernahm das Kommando und machte weiter. In einer kurzen Verschnaufpause gruppierte er

seine Männer um und konnte sich so den Gegner zwei Stunden lang vom Leib halten. Als endlich Entsatz eintraf, war das Häuflein nahezu ausgeblutet. Lange hätte es nicht mehr halten können.

Der Jammer wollte kein Ende nehmen: Bunkerlinie hinter Bunkerlinie, dazwischen Drahthindernisse und Minenfelder, verdeckte Fallgruben und raffiniert angelegte Nester. Einzelne Minenfelder waren mit Fernzündungen versehen. Man wußte nie genau, woran man war. Die russische Artillerie klotzte unablässig herüber und pflügte das zerwühlte Gelände immer wieder aufs neue um.

Oberstleutnant Gössel war mit seinem Regiment zu weit vorgeprellt und mußte jetzt vor einem Drahthindernis, das zu allem Überfluß noch mit tückischen Holzkastenminen gespickt war, in Deckung gehen. Granatwerfer und Minenschleudern nagelten ihn fest. Eine Brigade Marineinfanterie und die Festungstruppen schnitten ihn von seinen rückwärtigen Verbindungen ab und begannen seine Flanke aufzurollen. Das Ende war schon abzusehen.

Oberst Ritter von Jaage erkannte die drohende Gefahr. Er wartete nicht erst auf einen Befehl, sondern handelte auf eigene Faust. Er stieß mit seinen Sturmpionieren an einer als schwach erkannten Stelle durch, jagte um Gössel herum, und rollte die sowjetische Verteidigungslinie auf. Von der anderen Seite kam ihm Major Putz entgegen und half mit.

Gleichzeitig durchbrachen zwei Bataillone der inzwischen eingetroffenen Korpsreserve den Einschließungsring, drehten hinter Gössel ein, nahmen die Marineinfanterie und einen Teil der eingedrungenen Festungstruppen in die Zange und begannen den Ring zu schließen. Oberst von Jaage fuhr in die Lücke und – stand vor einer feuerspeienden Wand aus Stahl. – Panzer!

Die Sturmpioniere mußten zu Boden. Granatwerfer ploppten, Maschinengewehre hämmerten; die Schießscharten dicker



Bunker spien sprühende Flammenbündel. Melder sausten nach hinten. Ob sie durchkommen würden, war mehr als fraglich, denn niemand konnte sagen, wie es weiter hinten aussah. Alle Verbindungen waren abgerissen, und jede Einheit kämpfte nach eigenem Ermessen.

So sah es am Abend des ersten Tages aus. Die Schlacht um die Krim stand auf des Messers Schneide. Angreifer und Verteidiger gruben sich ein, wo sie gerade standen. Hüben und drüben derselbe Gedanke: Was wird der nächste Tag bringen?

Im Laufe der Nacht stießen immer wieder Versprengte zu ihren Einheiten, vereinzelt und in kleinen Trupps. Sie hatten sich auf den unmöglichsten Wegen durchgeschlagen. Das wäre ihnen kaum geglückt, wenn nicht auch der Russe völlig die Übersicht verloren hätte.

Unteroffizier Heuholder hatte den weitesten Weg zurückgelegt und berichtete: »Die Panzer da vorn sind von der ganz schweren Sorte, aber steinalte Schachteln. Bis zu den Türmen eingegraben. Wir haben einen Russen geschnappt, der ist uns unter den Händen gestorben. Vorher hat er uns verraten, daß vor und zwischen den Panzern zwei Strafbataillone eingesetzt sind; dahinter ist eine Sperre, die alles zusammenschießt, was auskneifen oder zurück will. – Dort geht's vielleicht um!«

Etwas später traf Feldwebel Vorach ein. Er brachte einen fremden Pionier-Unteroffizier mit; beide schlepten den Obergefreiten Sinsheimer, der einen Brustschuß hatte und den linken Arm voller Splitter. Sinsheimer war mehr tot als lebendig, aber er hielt sich mit Gewalt aufrecht und keuchte: »Ich bin drüben gewesen, hab's gesehen und weiß es: Erst müssen die Panzer weg.«

Das war leicht gesagt – aber womit? Ein Teil der Pak war zerschlagen, der Rest steckte irgendwo hinten fest und war im Augenblick nicht zu erreichen.

Oberst Jaage zögerte und konnte sich nicht recht dazu

entschließen, seine Pioniere in ein höchst unsicheres Abenteuer hineinzujagen.

So eine Bunkerlinie hatte eine unerhörte Feuerkraft und konnte nach allen Seiten schießen. Überdies war auch davor, dazwischen und dahinter allerlei zu erwarten.

Hinten flog ein Freudengeheul auf und pflanzte sich rasch nach vorn fort.

»Panzer! Unsere!«

»Völlig verrückt!« knurrte Jaage. »Woher sollen hier deutsche Panzer kommen? Schön wär's aber wir haben noch nie welche besessen. Nicht einen einzigen. – Sehen Sie mal nach, Schmerl!«

Motoren brummten heran. Alles verschwand in den russischen Gräben und Deckungslöchern. Das Gedröhne näherte sich rasch.

»Alarm!« brüllte Jaage. »Alles 'raus!«

Gedrungene Leiber schaukelten heran. Sie waren seltsam flachgedrückt – und Türme hatten sie auch keine... Es waren Sturmgeschütze – deutsche Sturmgeschütze!

Oberst Jaage atmete auf und lief ihnen entgegen. Aus dem vordersten Kasten sprang eine mittelgroße, gedrungene Gestalt heraus und meldete sich zur Stelle: »Major Bellheim, Sturmgeschützabteilung 190, mit sieben Geschützen.«

»Herzlich willkommen!« lachte nun Oberst Jaage über das ganze Gesicht. »Sie kommen gerade zurecht. Wie eigens bestellt und vom Himmel gefallen.«

»Das hören wir überall, wo wir hinkommen«, schmunzelte der Major. »Es sind eben unruhige Zeiten. – Was gibt es hier zu tun?«

»Vor uns sind Panzer eingegraben. Ungefähr zehn bis fünfzehn Stück. Die stehen uns im Wege.«

»Eingegrabene?« – Major Bellheim hielt den Kopf schief. »... hoffentlich überlegen sie sich's nicht, und fangen plötzlich zu krabbeln an. Das kommt nämlich vor, und dann ist alles

weitere Glückssache. – Lutzmann!«

Ein baumlonger Wachtmeister trat näher.

»Herr Major?«

»Wie gewöhnlich. Zehn bis fünfzehn Stück, aber eingegraben. Vielleicht ist es auch nur der alte Trick.«

»Machen wir«, nickte der Hüne. »Mit der neuen Sondermunition geht das schon. – Wann werden wir anfangen?«

»In ungefähr 20 Minuten.«

»Jawohl, Herr Major. Melde mich ab.«

»Hals- und Beinbruch, Lutzmann!«

»Sie wollen also jetzt gleich?« fragte Oberst Jaage besorgt.

»Das machen wir immer so. Der Iwan wird schon etwas gemerkt haben. Er soll keine Zeit für Gegenmaßnahmen haben. Deshalb packen wir gleich zu.«

»Aber so mitten in der Nacht?«

»Lassen Sie bitte Leuchtkugeln schießen und die Szenerie aufhellen. Aber möglichst flach ansetzen. Alles andere machen meine Leute. Sobald ich Rot schieße, geht es los.«

Oberst von Jaage instruierte seine Unterführer. Alles klappte. Als die rote Leuchtkugel in den Himmel stieg, ließen die Fahrer die Motoren an. Die Sturmgeschütze setzten sich in Bewegung und fächerten aus. Als die weißen Leuchtkugeln ihr Licht über das Vorgelände ausgossen, standen elf klobige Panzertürme zwischen zertrümmerten Erdbunkern und aufgerissenen Trichtern und warfen dicke schwarze Schatten. Silbrig schimmernde Tarnnetze schwebten wie blasse Spinnweben über ihnen, und die mit den wulstigen Mündungsfeuertüpfeln versehenen Rohre schwenkten unschlüssig hin und her, als wollten sie den so unverhofft aufgetauchten Gegner beschnüffeln.

Die Sturmgeschütze eröffneten das Feuer. Die Russen blieben ihnen nichts schuldig und schickten ganz dicke Koffer herüber. Die Sturmgeschütze fuhren im Zickzackkurs, hielten

nur kurz an, schossen – und waren schon wieder ganz woanders; die unbeweglichen Sowjets kamen zu keinem richtig gezielten Schuß. Einschläge krachten, Stichflammen schossen hoch. Wenige Minuten später brannten die elf Kolosse. Wie dicke, aus dem Boden herausragende Dochte.

»Solche Brocken müßte man jederzeit zur Hand haben«, seufzte Oberst von Jaage, »dann wäre es leichter.«

Die Sturmgeschütze brummen noch eine Weile herum und schossen in die russischen Grabenstellungen; seltsamerweise rührte die Artillerie keinen Finger. Nicht ein einziger Schuß fiel.

Die Leuchtkugeln erloschen, und die schwarze Nacht senkte sich wieder auf das Kampffeld. Die Sturmgeschütze kamen vollzählig zurück. Wachtmeister Lutzmann meldete: »Befehl ausgeführt! Keine Ausfälle.«

»Wir müssen weiter, Herr Oberst«, sagte Major Bellheim. »Drüben, bei Hennings, steckt ein Schützenbataillon in der Klemme. – Lutzmann, wie sieht es mit Munition aus?«

»Es geht, Herr Major. Das schaffen wir noch.« -

Die Schützen hatten gerade begonnen, sich für die Nacht Löcher zu graben, da rasselten Panzerjäger heran; der Leutnant brachte den Einsatzbefehl gleich mit. Er hatte ihn im Kopf.

»Herr Oberst, sofort angreifen! Vorn liegt ein Stück Panzergraben. Nichts Besonderes, sperrt jedoch den Weg. Unter den Russen herrscht Panik. Muß genutzt werden, So billig bekommen wir den Graben nicht wieder. – Ich fahre voraus.«

»Sehr nett von Ihnen, Herr Leutnant. Aber warum auf einmal dieser Aufwand? Sturmgeschütze und Panzerjäger... Die Herren verwöhnen uns ja geradezu.«

»Drei Kilometer von hier steht ein Panzerzug. Zumindest war er vor einer Stunde noch da. Wahrscheinlich ist es derselbe, der uns schon vor Perekop zu schaffen gemacht hat.«

»Nicht schlecht! – Und gibt es sonst noch etwas

Sehenswertes?«

»Möglicherweise Flammenwerferstände. Das haben Gefangene ausgesagt.«

»Ist vielleicht auch bekannt, warum auf einmal die russische Ari so kleinlaut geworden ist?«

»Die soll in aller Stille abgehauen sein.«

Die ausgeglühten Panzertürme standen wie moderne Strünke am Wege. Die mächtigen Rohre ragten starr zum Himmel oder waren verbogen. Dahinter lagen umgestürzte Feldgeschütze, zerschmetterte Protzen, zerschellte Munitionskarren.

Das Gewölk riß auf, ein blasser Mond trat hervor und beschien eine zerrissene Kraterlandschaft. – Ein gespenstischer Anblick!

Die Stille war unheimlich und wirkte schlimmer auf die ausgelaugten Nerven ein als das wildeste Kampfgetümmel. Die vorgehenden Schützen atmeten geradezu erleichtert auf, als linker Hand plötzlich Panzerkanonen dröhnten, Karabinerfeuer aufflackerte und hysterisches MG-Feuer einsetzte. Das war drüben beim Regiment Hennings. Und jetzt das dumpfe Blaffen von Sturmgeschützen und das aufgeregte Geschnatter russischer Schießbechergranaten.

Feldwebel Glahr marschierte in der Gruppe des Unteroffiziers Lörensen mit; die Gruppe war einer der Fühler, die das Regiment zu seiner Sicherheit vorstreckte.

Die Sterne kamen hervor, und man konnte ziemlich weit sehen. Jetzt ging es die Bahnstrecke entlang. Der Gefreite Hutzle legte sich auf den Bauch und hielt das Ohr an die Schiene.

»Es rumpelt etwas«, verkündete er, »ist aber noch weit und klingt hohl.«

»Das wird von Ihrem Köpfchen sein«, spöttelte Glahr. »Tun Sie den Kürbis vom Gleis, sonst fährt vielleicht der Panzerzug drüber und entgleist.«

»Der Hutzle hat recht«, bestätigte einer der Pioniere. »Es ist ganz deutlich zu hören.«

Jetzt probierte es der Feldwebel. Er fuhr gleich wieder in die Höhe und gab verdutzt zu: »Es rumpelt wirklich etwas! Scheint ganz in der Nähe zu sein. Sollte also doch ein Panzerzug oder so was...?«

»Bunker!« meldete der Obergefreite Hebeloh. »Erd bunker. Komische Dinger nicht viel größer als bessere Ameisenhaufen.«

Ungefähr fünfzig Meter vor ihnen standen zu beiden Seiten des Bahnkörpers niedrige Erdhügel.

»Höchstens für Gartenzwerge geeignet«, stellte der Gefreite Hutzle fest. »Gibt es so etwas noch, Herr Lehrer?«

»Allerdings«, bestätigte »der Herr Lehrer«, der Gefreite Rosenitsch. »In der Kirgisensteppe und im nördlichen Sibirien gibt es vereinzelt Nomadenstämme von kleinem Wuchs, aber sehr intelligent und im Aussehen und Gebaren...«

»Halten wir hier Vorträge oder führen wir Krieg, Herrschaften?« knurrte Glahr und machte ein finsternes Gesicht. »Erzählt euch das später einmal.«

»Vorsicht!« warnte Unteroffizier Lörensen. »Die Brüder arbeiten mit dem ausgefallensten Teufelszeug. Lieber mal nachsehen.«

Die Schützen schwärmten aus, schlugen einen Bogen und näherten sich den verdächtigen Hügelchen von der Seite. Die flachen Erdkuppeln waren mit Gras bewachsen und rundherum zu. Keine Ausschußöffnung, kein Einstieg – nichts.

Der Gefreite Hutzle betrachtete einen von ihnen tiefsinnig und sagte: »Hier liegt höchstens ein Hund begraben.«

»Sicher ein Hund«, bestätigte der Pionier Kafka schmunzelnd, »aber ein dicker! Hier haben wir schon die Schnauze.«

Er zog ein Büschel Steppengras aus dem locker aufgeschütteten Erdreich heraus. Ein metallenes Mundstück riß

das Maul auf. Kafka ging langsam um den Hügel herum, bückte sich und stocherte mit den Fingern behutsam in der Erde herum. Schließlich zog er zwei dünne Drähte hervor und zwickte sie – jeden für sich – mit einer Zange ab. Die isolierten Drähte liefen nach hinten.

Flammenwerfer mit Fernzündung! Sechzehn Stück dieser heimtückischen und gefährlichen Biester waren hier fest eingebaut und miteinander gekoppelt; die Behälter enthielten Flammöl und Preßluft für eine ganze Weile.

»Mit denen könnte man ein ganzes Bataillon rösten«, schnaufte Feldwebel Glahr. »Richtige Feuerteufel, diese Bolschewiken!«

»Jeder, wie er kann«, sagte Unteroffizier Lörensen achselzuckend. Das Stück Panzergräben war ein schlechter Witz und nicht viel mehr als eine bessere Kartoffelgrube, aus dem sumpfigen Boden herausgestochen und halb voll mit Brackwasser. Es stank nach Fäulnis und Verwesung. Der Bahndamm führte daran vorbei und schwenkte dann nach Südosten.

Die Panzerjäger holten auf. Dem Leutnant gefiel die Gegend absolut nicht, und er musterte sie mißtrauisch: Sumpfland, niedriges Buschwerk, das den Ausblick verstellte, und Bodenmulden; am jenseitigen Grabenrand eine dichte Hecke, dahinter eine zerstörte Ortschaft.

Ein Fahrzeug fuhr auf eine Mine. Das linke Vorderrad flog davon, und die Bordwand wurde abgerissen. Glücklicherweise ging die Munition nicht in die Luft. Die Schützen und Pioniere gruben sich Deckungslöcher. Zwei Spatenstiche tief – und schlammiges Grundwasser gurgelte und schmatzte ihnen entgegen. Davon wurde die Stimmung nicht rosiger. Die Geschützbedienungen warfen Schutzwälle auf und gingen dahinter in Stellung; der Leutnant schickte die Fahrzeuge zurück, ein Melder fuhr mit.

Der Pionier Kafka wurde unruhig. Er drehte den Kopf hin

und her und zog schnuppernd die Luft ein.

»Rauch!« stellte er fest. »Wo kommt der bloß her?«

»Vielleicht brennt es noch in der Ortschaft«, meinte der Gefreite Hutzle.

»Glaube ich nicht«, widersprach Kafka. »Das hier muß etwas anderes sein. Außerdem ist es Kohlenrauch.«

Das II. Bataillon kam nach. Major Kaltenbach besah sich die Wasserlöcher und knurrte: »Mahlzeit! Das kann ja eine gemütliche Nacht werden. Nasse Füße sind das mindeste...«

Hinter der Hecke blitzte es auf, MG-Garben prasselten, und großkalibrige Kanonen dröhnten.

Der Panzerzug! – Er stand hinter der Hecke und feuerte herüber. Die Russen hatten den Gegner erkannt und sich eingerichtet.

Die Schützen gingen blitzartig in Deckung, und die Kanoniere rannten zu ihren Geschützen. Eines war schon durch einen Volltreffer vernichtet. Die 1. Kompanie Schützen hatte den ganzen Beschuß abbekommen; Schreie nach Sanitätern gellten durch die Nacht.

Die Richtkanoniere hielten sich an die aufzuckenden Mündungsfeuer; den ersten Treffer erzielte der Obergefreite Schratt.

Drüben sprühte ein tolles Feuerwerk auf, Munition knatterte, und die dürre Hecke begann zu brennen. Die Lok ruckte an und stieß schwerfällig zurück. Für einen Augenblick stand sie wie eine beleuchtete Schießscheibe vor dem schwarzen Nachthimmel.

Unteroffizier Gratz nutzte die günstige Gelegenheit, richtete und feuerte. Die Granate fuhr zwischen die Schubstangen und detonierte in dem Aschenkasten. Dampf puffte zischend auf und hüllte die Lok und den halben Zug in eine wallende, weiße Wolke. Das gepanzerte Ungeheuer war jetzt unbeweglich, spuckte aber weiter Feuer und Eisen.

Stellungswechsel!



Schützen und Pioniere faßten mit an und zerrten die Kanonen aus der Schußrichtung. Das Duell ging weiter.

Zwei weitere Pak erwischte es, die anderen schossen desto wütender. Aber sie waren der Feuerkraft des Panzerzuges nicht gewachsen. Da kamen vom Nachbarabschnitt drei Sturmgeschütze herüber und mischten sich ein. Die Russen wurden mit Sondergranaten zugedeckt, kamen nicht mehr zum Aussteigen und verbrannten.

Jetzt ging es mit einem Schlag auf breiter Front los. Schwere Artillerie, Feldgeschütze, fauchende Nebelwerfer. Dann traten die Schützen und Pioniere zum Sturm auf die Landenge von Ischun an. Sie rannten fünf Tage und fünf Nächte hindurch gegen den Gegner an, zerschlugen Bunkersysteme, rollten Feldstellungen auf, hoben Gräben, Granatwerfer- und MG-Stände aus, kämpften Flammenwerfer nieder, arbeiteten sich durch verminten Hexenbeete und Teufelsgärten hindurch, fielen. Die Verluste wurden durch frisch herangeführte Kräfte ersetzt, griffen immer wieder an und rangen um jeden Fußbreit Boden.

Es wollte kein Ende nehmen. Die Riegelstellungen reichten in die Tiefe und schienen unzählbar. Am allerschwersten hatten es die Pioniere; sie mußten die blutigsten Opfer bringen. Sie waren es, die alle Drahtsperrren beseitigten, feuerspeiende Bunker aufrissen, Minenfelder ausräumten, Übergänge über die Panzergräben schlugen und den Schützen den Weg frei machten. Und das alles in einer mörderischen Abwehrfeuer und vor der Nase eines in guter Deckung liegenden und zu allem entschlossenen Gegners. Wo auch immer der Angriff ins Stocken kam und zu erlahmen drohte, wurden kurzerhand Pioniere hineingeworfen. Von ihnen erwartete man Wunderdinge.

Die große Welt nahm kaum Notiz von ihnen. Wenn Sondermeldungen kamen oder die Schlagzeilen der Zeitungen berichteten, galt das nur ganz selten ihnen. Ihre Leistungen verblaßten vor den Taten der Panzerwaffe, der Flieger und der

Besatzungen erfolgreicher U-Boote, die mit hohen Vernichtungsziffern, mit abgeschossenen Bomberschwärmen und mit Zehntausenden von versenkten Bruttoregistertonnen aufwarten konnten.

Die Sturmpioniere waren die Aschenbrödel dieses Krieges, Und sie blieben es.

\*

Das sowjetische Oberkommando raffte alle erreichbaren Einheiten zusammen und warf sie in den Raum vor Ischun. Trotzdem ging der 51. Armee des Generals Kusnezow allmählich die Luft aus. Unter der Schlägen der deutschen Angriffe begann dieses letzte Bollwerk beängstigend zu wanken und drohte zusammenzubrechen.

Mittlerweile war die aus Odessa evakuierte Küstenarmee des Generals Petrow nach einer abenteuerlichen Kreuzfahrt durch das Schwarze Meer im Hafen von Sewastopol eingetroffen. Die Armee war nur noch ein Schatten ihrer selbst, ein Haufen, der nicht einmal über genug Gewehre und überhaupt keine Geschütze verfügte.

Sie wurde in aller Eile aufgefüllt, notdürftig mit Waffen versehen und in Eilmärschen durch die ganze Krim nach Ischun gejagt. Aus den Transportzügen heraus sprangen die Rotarmisten in das Kampfgetümmel.

Auch die deutsche Führung setzte alles daran, um diese letzte Bastion so schnell wie möglich zu zerschlagen und in freies Gelände durchzustößen. Für die Sowjets war die Krim der Flugzeugträger, von dem aus sie die empfindlichen rumänischen Ölfelder jederzeit bedrohen konnten; die Deutschen wieder brauchten die Halbinsel als Sprungbrett zum Kubangebiet und zu den Ölquellen des Kaukasus. Im Grunde ging es hier für beide Seiten um den Besitz des kriegswichtigen Öls.

General Petrow kam jedoch zu spät. Seine Armee wurde aufgeteilt und an mehrere gefährdete Brennpunkte gleichzeitig geworfen; sie kämpfte todesmutig und glich durch Angriffsgeist aus, was ihr an Waffen und an Ausrüstung fehlte. Aber sie konnte die Niederlage trotzdem nicht mehr abwenden.

Den Ausschlag gaben schließlich die schweren deutschen Sturmgeschütze. Sie tauchten überall dort auf, wo die Schützen und Pioniere nicht weiterkamen; sie fuhren vor und zerschlugen alles, was sich ihnen in den Weg stellte. Petrows Verbände hielten dem deutschen Ansturm drei Tage lang stand, unter furchtbaren Verlusten, doch am Ende fluteten sie panikartig zurück. Im Tor zur Krim klafften jetzt Löcher, aber das Tor hielt noch immer und sperrte den Zugang zu der heiß umkämpften Halbinsel.

\*

Die abgekämpften Männer in den halb verschütteten Gräben und Löchern, zwischen den Trümmern eingedrückter russischer Bunker und hinter den geborstenen Mauersockeln hoben die grauen und abgezehrten Gesichter und starrten einander geradezu bestürzt an – weil sie noch lebten.

Sie konnten es gar nicht glauben. Obwohl sie seit acht Tagen fast nichts gegessen hatten, brachten sie vor Erregung keinen Bissen hinunter. Mit zitternden Händen brannten sie sich Zigaretten an und sogen den Rauch gierig in sich hinein.

»Das geht bis in die Zehen hinunter«, sagte der Gefreite Hutzle.

Weil keiner von ihnen wußte, wie es um sie stand und was eigentlich los war, begannen die üblichen Parolen herumzugeistern und verbreiteten sich mit Windeseile. Einer sagte sie dem anderen weiter, jeder machte noch etwas dazu, viele verbogen die Tatsachen; aber ein Körnchen Wahrheit war meist dabei.

»Nur noch einen beherzten Ruck – und wir sind durch! Und dann ist dieser Saukrieg aus und gewonnen.«

»Wir haben auch lange genug in diesem Drecksloch herumgelegen. Wäre ja noch schöner, wenn wir diese Kleinigkeit nicht auch noch schafften!«

Ein paar Stunden lang herrschte Ruhe. Kein russischer Jäger zeigte sich und kein Bomber. Nicht ein einziger Schuß fiel. Es war wie mitten im Frieden.

Essenträger tauchten auf. Sie huschten von Loch zu Loch, von Graben zu Graben und warfen überall dicke Pakete hinein: Schweinefleischkonserven, frisches Brot, Kola-Schokolade, feine Zigaretten, Rotwein! Weiß der Kuckuck, woher das alles auf einmal kam. Jetzt machten sich die leeren Mägen bemerkbar, und es wurde gegessen und getrunken.

Daß mancher Kamerad nicht mehr mitmachen konnte und nichts mehr brauchte, wurde stillschweigend übergangen. Alle bemühten sich krampfhaft, nicht daran zu denken – oder sie taten wenigstens so.

Die Unterhaltung wurde einsilbig und schlief schließlich ganz ein. Der eine oder der andere begann nachzugröbeln.

Der Pionier Kafka tat das auch.

»Eigentlich« murmelte er, »eigentlich ist der Glahr immer schon ein feiner Kerl gewesen. Es gibt ihrer nicht viele. – Und jetzt dieses Ende...«

»Wie ist denn das gekommen?« fragte einer stockend.

»Wie das halt so geht, wenn einer an seinen Kameraden mehr denkt als an sich selber. – Den Lörensen hat er zurückholen wollen.«

»Und was weiter?«

»Und dabei hat es ihn selber erwischt. Wird es nicht mehr gespürt haben. Ein faustgroßer Splitter.«

»Und der Lörensen?«

»Der lebt. Ist gar nicht so arg. Der ist aus dem Schlimmsten 'raus und kommt in die Heimat.«

»So was...«, sagte ein Neuling beklommen. »Was es doch für Sachen in so einem Krieg gibt...«

Ein Jäger prasselte über das Trümmerfeld, an seinem Leitwerk leuchtete das Hakenkreuz. Der Obergefreite Gretschan spöttelte: »Joo, die leben auch noch?« Die gehässige Bemerkung fand keinen Widerhall.

Eine bleierne Müdigkeit überkam die schweigenden Männer. Die glimmenden Zigarettenstümpchen glitten ihnen aus den Fingern; sie lehnten sich gegen die Grabenwände und wollten von nichts mehr etwas wissen.

\*

Als zum letzten Stoß angesetzt wurde, waren die Pioniere wieder vorn. Wie immer. Aber diesmal gab es nicht viel Arbeit für sie. Fast keine Minen, nur wenige und dazu ungefährliche Drahtsperrren; die Bunker standen weit offen, verlassen und leer...

»Die haben es aber eilig gehabt!« sagte der Obergefreite Janisch. Er hob ein fast nagelneues 15schüssiges Sturmgewehr vom Boden auf. »Sogar ihre Schießprügel haben sie weggeschmissen, nur um besser rennen zu können. – Aus ist der Tanz!«

»Nur langsam!« bremste Kafka ab. »Das kann auch bloß eine Finte sein, und die Teufelei kommt gleich hinterher. Wir haben's erlebt.«

Sturmgeschütze rasselten nach vorn. Wie auf dem Übungsgelände. Niemand hinderte sie daran.

Ischun!

Die meisten Häuser hatten keine Dächer mehr. Und keine Türen und keine Fenster. Durch die leeren Höhlen und die niedergebrochenen Stubendecken konnte man den blauen Himmel sehen; fast alle Wände hatten breite Risse oder waren rauchgeschwärzt.

Vor dem Parteihaus lag ein umgestürzter Funkwagen; daneben das zertrümmerte Aggregat und ein wirrer Knäuel von Draht, verbogenem Blech und angekohlten Gummireifen. Auf der Türschwelle hockte eine Katze und beleckte ihr Fell; ihre großen bernsteingelben Augen schimmerten goldfarben. Stalin blickte wohlwollend auf sie herab.

Hinter Ischun standen Pioniere und Schützen auf einem Haufen beisammen und winkten übermütig.

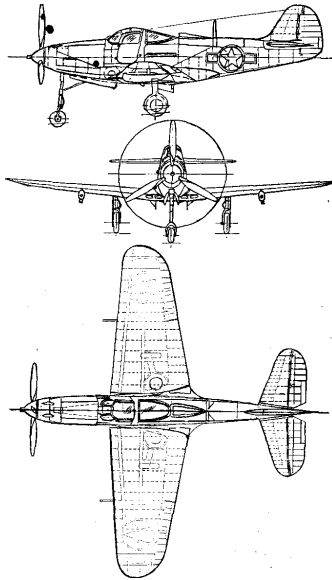
Die Sowjets hatten sich in aller Stille abgesetzt.

General Kusnezow strebte mit den Überresten seiner 51. Armee nach Osten und hielt auf Kertsch zu, Petrow marschierte in Richtung Sewastopol.

Sewastopol war ihre letzte Hoffnung. Solange die starke Felsenfestung hielt, war die Krim nicht verloren. Glaubten sie wenigstens...

**ENDE**

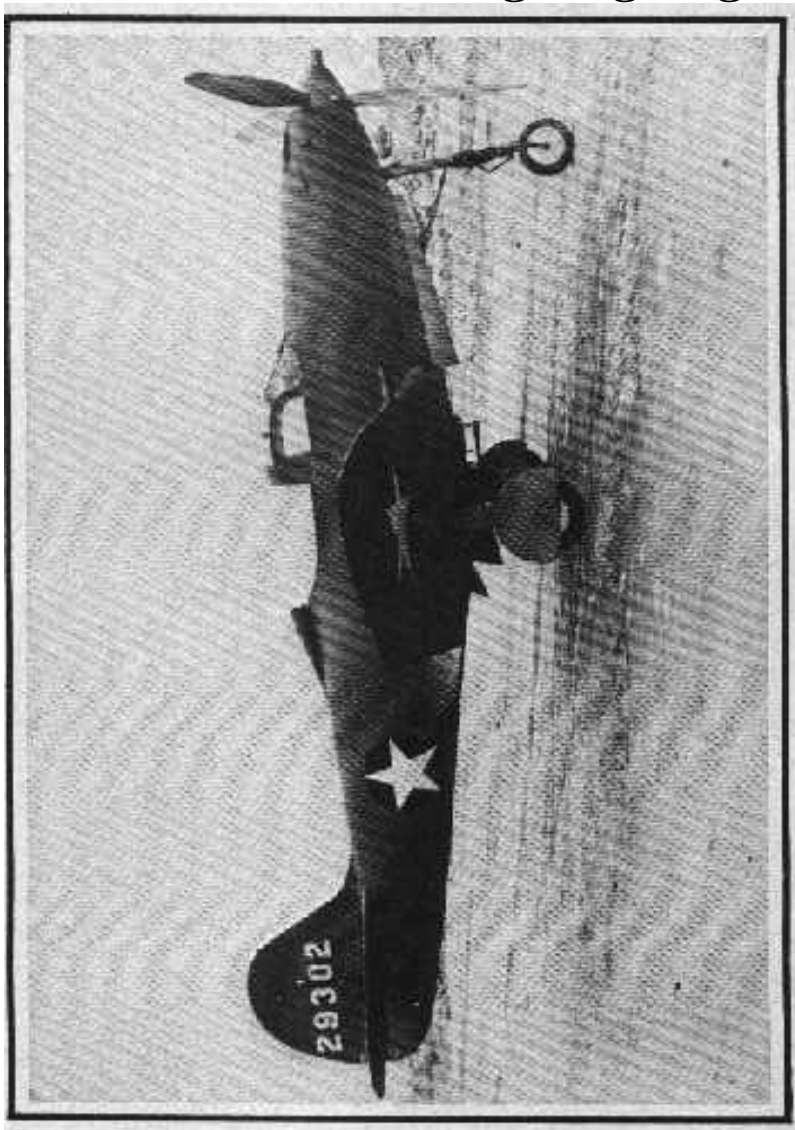
# Bell P-39



Welche Stückzahlen von diesem Jäger an die Sowjetunion geliefert worden sind, ist nicht genau festzustellen. Es sollen über 5.000 gewesen sein. Dieser Jäger, bei dem der Motor hinter dem Führersitz lag, wurde von der amerikanischen Bell Aircraft Corporation gebaut und hatte recht gute Flugeigenschaften. Seine Schwäche lag in der verhältnismäßig kurzen Lebensdauer des Allison V-1710-Motors begründet, die ihm den Spitznamen »Time-bomb (Zeitbombe)« verschaffte. Die P-39 wurde in der UdSSR hauptsächlich als Schlachtflugzeug und Panzer-Jäger verwendet, da sie über eine durch die hohle Luftschraubennabefeuernde 37-mm-Kanone verfügte. Daneben besaß sie noch vier 12,7-mm-MG.

Der Allison V-1710 hatte eine Leistung von 1.325 PS. Die Spannweite betrug 10,37 m, die Länge 9,08 m und die Höhe 2,82 m. Der Flächeninhalt betrug 19,78 qm. Das Fluggewicht lag bei etwa 4.000 kg, die Höchstgeschwindigkeit bei 600 km/h.

# Amerikanische Kriegsflugzeuge



**Bell P-39**